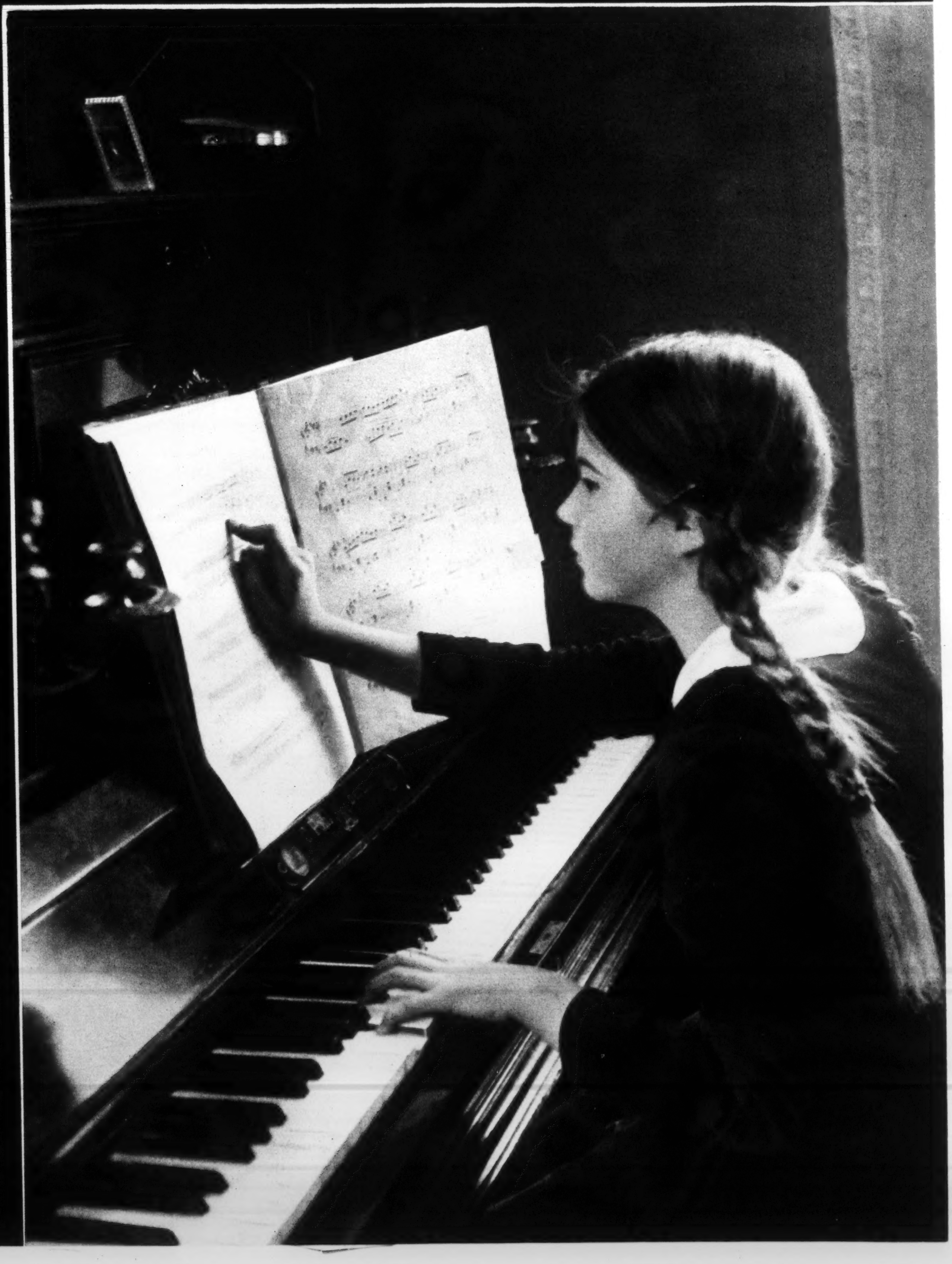
Reichs-Elternwarte

Herausgegeben im Auftrage der Reichswaltung des NS.-Lehrerbundes

Heft 11 1936
November



Erscheint in Berlin
monatlich

Preis
25
Rpfg.
frei Haus

Aufnahme E. Hase

Inhalts-Übersicht

	Seite
H. Hansen: Mit dem Schulheimschiff „Hans Schemm" auf Fahrt	365
Martin Schumacher: Familie und Rundfunk	368
Edmund Fischer: Hilfe bei der Schularbeit	371
Emil Karl Menz: Muster ohne Wert (Wie hilft man dem Kinde?)	373
Anton Burger: Mein Vater sagt	374
Henrich Hansen, Bayreuth: Unteroffizier Hagge	376
Albrecht Schäfer: NSKK schult die HJ	378
Heinrich Lersch: Es weint ein seltsam Lied sich durch den Wald, Gedicht	381
Möller-Crivitz: Ja, das ist etwas anderes	381
Herybert Menzel: Lachen und Lächeln	382
Erwin Jäkel: Ein Tanzspiel für kleine Mädchen	383
Wilhelm Möller: Strandsand	384
Georg W. Pijet: Die Frühstücksbutterbrote	385
Eva Schramm: Die deutsche Puppe	386
Ludwig Nies: Am Schulhof, Gedicht	387
Ursula Scherz: Kinder wollen schenken	388
Was können unsere Kinder werden?	
Dr. Hans Hajek: Der Uhrmacher	390
Berufe, die es gar nicht gibt	392
Dr. Gerda Simons: Frauen in der Lederwarenindustrie	391
Kurzweil am Feierabend	

Bisher erschienene Beiträge zur Frage der Berufswahl:

Was könnte unser Mädel werden?	Heft
Die Volkspflegerin	1/1935
Die ländliche Haushaltspflegerin	2/1935
Die städtische Haushaltspflegerin	4/1935
Die Krankenpflegerin	7/1935
Die Säuglings- und Kleinkinderpflegerin	3/1935
Die Kindergärtnerin (Hortnerin, Jugendleiterin)	1/1935
Die Kinderpflege- und Haushaltsgehilfin	3/1935
Die bäuerliche Wirtin (Oberwirtin)	2/1935
Die Koloniallandwirtin	2/1936
Die Lehrerin der landwirtschaftlichen Haushaltskunde (Lehrfrau)	2/1935
Die Kükenmutter	9/1936
Die Frau am Bienenstand	10/1936
Die Lehrerin für rhythmische Erziehung	3/1936
Die Gärtnerin	6/1935
Die Fotografin	1/1936
Die Bibliothekarin	2/1936
Die Apothekerin	6/1936
Die Verkäuferin	4/1936
Die technisch-wissenschaftliche Assistentin	5/1935
Die soziale Betriebsarbeiterin	5/1936
Das Mädel im Arbeitsdienst	7/1936
Wir gehen ins Büro	8/1936

Was könnte unser Junge werden?	
Der Bauer (praktischer Landwirt, Molker, Gartenbauer)	1/1935
Der Koloniallandwirt	1/1936
Der Führer im Arbeitsdienst	4/1935
Der Förster	2/1935
Der Bildhauer	6/1935
Der Töpfer (Ofensetzer)	7/1935
Der Drogist	2/1936
Der Huf- und Wagenschmied	3/1936
Der Kupferschmied	3/1936
Der Schuhmacher	4/1936
Der Schneider	4/1936
Der Schornsteinfeger	5/1936
Der Kellner	8/1936
Der Fleischer	9/1936
Der Koch	10/1936
Der Bildberichterstatter	7/1936
Die Laufbahnen der Deutschen Reichspost	6/1936
Wie kommt der Junge zur Handelsmarine?	3/1935
Wie kommt der Junge zur Kriegsmarine?	5/1935
Wie wird mein Junge Landjahrführer?	4/1936

Amtliches

Darlehnsantrag vor der Trauung.

Der Reichs- und Preußische Innenminister hat die Standesbeamten ersucht, bei der Aufgebotsbestellung besonders darauf hinzuweisen, daß Bewerber um Gewährung von Ehestandsdarlehen den entsprechenden Antrag vor Eingehung der Ehe bei der Gemeindebehörde stellen müssen.

Freigabe von Schulhöfen für spielende Kinder.

Das ständige Anwachsen des Verkehrs, besonders des Kraftverkehrs, macht es zur Minderung der Unfallgefahr notwendig, spielende Kinder soweit irgend möglich der Straße fernzuhalten. Der Herr Reichs- und Preußische Verkehrsminister hat darauf hingewiesen, daß die Bestrebungen in dieser Hinsicht namentlich in Großstädten durch Freigabe geeigneter Schulplätze und Schulhöfe zu Spiel und Sport außerhalb der Schulzeit wesentlich gefördert werden könnten. Ich begrüße diese Anregung und habe keine Bedenken dagegen zu erheben, wenn entsprechenden Anträgen der Verkehrsverwaltungen stattgegeben wird, soweit die räumlichen, zeitlichen und aufsichtlichen Verhältnisse dies ohne Störung des Schulbetriebes gestatten.

Der Reichs- und Preußische Minister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung.
Im Auftrag: Frank.

Eltern! bedient Euch der pädagogischen Sprechstunde der Schriftleitung. **Antwort** (gegen Rückporto) **kostenlos!**

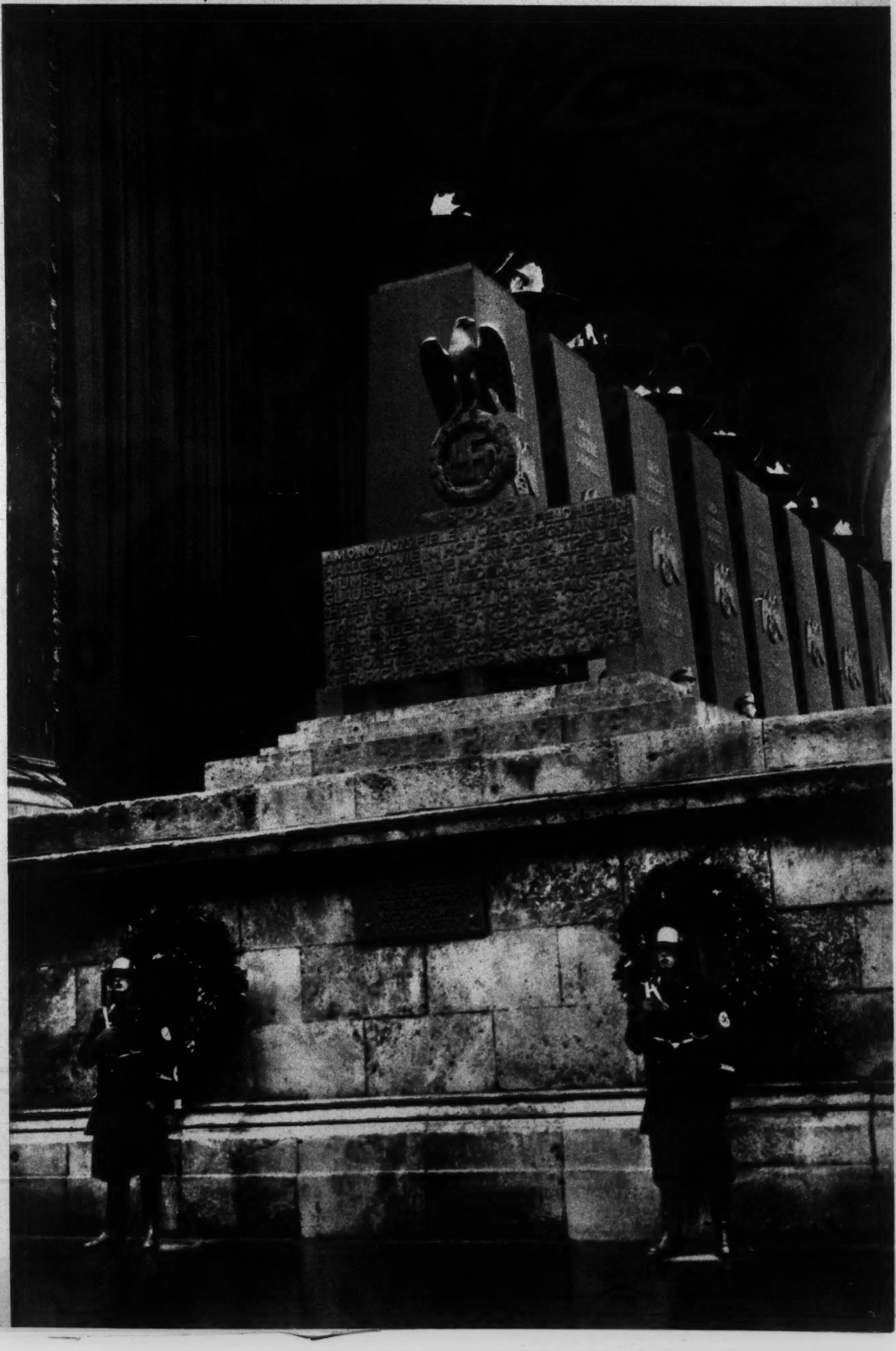
Keine Scheu vor dem Gericht.

Im Interesse einer planmäßigen Rechtserziehung des Volkes, die für die Volkstümlichkeit notwendig ist, macht der Leiter der Justizpressestelle in Dortmund, Landgerichtsrat Rohling, in der „Deutschen Justiz" eine Reihe interessanter Vorschläge. Das Recht müsse in den Mittelpunkt des öffentlichen Lebens und der weltanschaulichen Schulung gestellt werden. Der einzelne Volksgenosse muß die Scheu vor dem Gericht verlieren. Die Volksgenossen seien darüber aufzuklären, daß ein Prozeß stets mit einem Risiko verbunden ist und deshalb häufig ein Vergleich vorzuziehen sei. Es sei deshalb zu erstreben, daß jeder Volksgenosse wenigstens einmal in seinem Leben einer Gerichtsverhandlung beiwohne. Der Besuch von Gerichtsverhandlungen durch geschlossene Gruppen von Schülern, Angehörigen der Partei usw. sei planmäßig zu organisieren.

Reichs-Elternwarte

Herausgegeben im Auftrage der Reichswaltung des NSLB.
durch Regierungsdirektor Heinrich Siekmeier

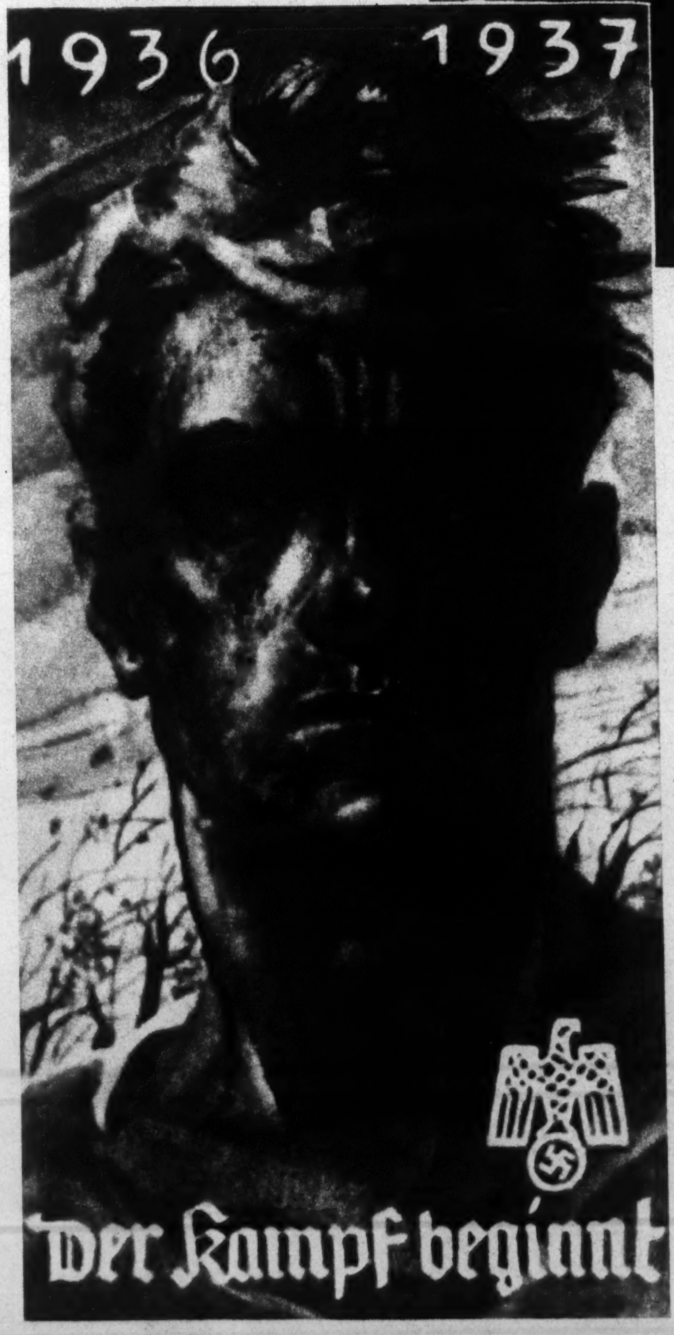
Heft 11 1936
November



Sie leben

Aufnahme Atlantic-Photo

Aufn. Atlantic-Photo
Presse-Illustrationen Hoffmann



Winterhilfswerk des deutschen Volkes 1936—1937

Gebt Euer Dankopfer freudig!

Mit dem Schulheimschiff „Hans Schemm" auf Fahrt

Jungs, ihr habt's gut! — „Bitt schön, Herr Lehrer, gehen wir doch bei Passau vor Anker!" — Und abends läuft dann der Film — da werden Erbauer und Betreuer; Gäste und Freunde zu Kindern. —

Wir verlassen Bayreuth, den Sitz der Reichswaltung des NSLB. und der Gauleitung, die beide einst Hans Schemm, der Vater der Bayerischen Ostmark, führte, in früher Morgenstunde und fahren durch das schöne Gebiet der Bayerischen Ostmark gen Regensburg. Hier grüßen uns die dunklen Wälder des Grenzgaues, dort uralte Burgen und Städte. Wir sehen die Naab, den Regen und parken kurze Zeit später, nachdem wir die Donau überquerten, neben der Hitlerschen Schiffswerft in Regensburg. Hier liegt nun das Schulheimschiff „Bayerische Ostmark", das am Vordersteven in goldenen Lettern den Namen „Hans Schemm" trägt.

Hans Schemm! Wir erinnern uns dieses seltsamen Mannes, der zu einer ungeheuren eisernen Kämpferenergie eine weiche Seele hatte. Aus dem schönen Menschlichen dieses „Apostels der Bewegung" wuchs die tiefe Liebe zum Kind. Als letzes Geschenk vor seinem tragischen Ende schenkte er dem deutschen Kinde sein schwimmendes Schulheimschiff und fand dadurch eine neue Form des Landschulheimes, die in der Geschichte der Landschulheimbewegung vielleicht einst als Wendepunkt gekennzeichnet wird. Kinder aus irgend einem Teile des deutschen Landes werden bald dort stromaufwärts und stromab das ewige Deutschland mit seinen

Gauleiter Wächtler besucht die Jugend auf dem Schulheimschiff „Hans Schemm"

Aufnahme Bauer

„Belegschaft Essen fassen“

Jungmägen knurren. Das Eintopfgericht aus der Bordküche, in der die fröhliche Köchin wirtschaftet, lockt die Belegschaft in den großen Tagesraum

Geheimnissen erleben können. Gauleiter Wächtler führte das Werk fort und brachte es dahin, daß jetzt wenige Monde nach unserem Besuch das Schulheimschiff bereits durch viele deutsche Ströme fuhr und während der Olympiade große Erfolge hatte.

In Begleitung des Werftbesitzers und Erbauers des stattlichen Schiffes, Herrn Walter Hitzler, gehen wir an Bord des schmucken Motorschiffes. „Jungs, ihr habt's gut“, sagt jemand, als wir wenige Minuten an Bord sind. Die Gäste erhalten die nötigen technischen Erklärungen durch den Erbauer des Schiffes.

Das Fahrzeug wurde auf der Schiffswerft des Herrn Theodor Hitzler erbaut. Das gesamte Schiffsbaumaterial wurde aus dem Saargebiet bezogen.

Die Abmessungen des Schiffes! Die Länge beträgt 31 Meter, die Breite 4,40 Meter, seine Seitenhöhe ist 1,20 Meter und der Tiefgang 0,70 Meter. Das Schiffsgewicht beträgt 50 Tonnen. Fahrgäste können bis 200 an Bord sein, die Fahrgeschwindigkeit ist 15 Kilometer in ruhigem Wasser. Das Schiff wurde in Stahl gebaut in Anlehnung an die Vorschriften des Germanischen Lloyd für Binnenschiffe, es konnte deshalb auch alle deutschen Binnengewässer befahren. Die Ausmaße wurden durch die Schleusenabmessungen und Brückenprofile des Ludwig-Donau-Main-Kanals bestimmt.

Und die Raumeinteilung? Vorne im Bug ist die Kettenlast, nach dem Kollisionsschott der Mannschaftsraum zum Wohnen und Schlafen der dreiköpfigen Besatzung, begehbar durch einen separaten Niedergang vom Oberdeck. Anschließend an Backbordseite ein Wohn- und Schlafraum für zwei Köchinnen, weiter folgt der Vorratsraum mit Küche, letzterer ist ausgestattet mit großem Herd, Spültisch, Wasserpumpe, Anrichttischen und großen Schränken für das Geschirr. An Steuerbordseite liegt das Krankenzimmer mit zwei Betten, ferner der Raum für die elektrische Kühlmaschine mit 8500 Kalorien Stundenleistung, ein Tiefkühl- und Vorkühlraum. Ein Zimmer mit zwei Betten, Tisch und Kleiderschränken bildet den Abschluß dieser Abteilung.

Nun kommt etwas mittschiffs der große Wohn-, Schlaf- und Lehrraum für 60 Schulkinder. In demselben befinden sich tagsüber Klapptische, Klappstühle und Bänke, die nachts zusammengeklappt werden, um für Marinehängematten und Matratzen Platz zu machen. Letztere sind tagsüber im Hinterschiff verstaut. Nach dem Wohn- und Schlafraum an Backbordseite kommt ein Raum mit Waschbecken und zwei Klosetts mit Wasserspülung. —

Im Hinterschiff ist der Maschinenraum eingebaut, in dem sich ein Vierzylinder-Deutz-Schiffsdieselmotor von 60 PS Dauerleistung befindet. Der Motor treibt einen dreiflügeligen Zeise-Bronzepropeller an. Außerdem befindet sich noch im Maschinenraum ein Dieselmotor von 7 PS direkt gekuppelt mit einem Gleichstromgenerator, welcher die elektrische Energie für die Lichtanlage, den Betrieb der Kühlmaschine und zum Laden der Akkumulatorenbatterie liefert. Vorhanden sind ferner ein Brennstoffbehälter für 700 Liter Rohöl, ein Trinkwassertank mit 600 Liter Inhalt.

Die Räume sind erhellt durch große Schiebefenster. Ein Oberdeck mit Sonnendach für den Aufenthalt der Schüler im Freien ist ebenfalls vorhanden. Steuerstand auf Oberdeck mit Maschinentelegraphen zum Motorenraum, Steuerrad zum Betrieb des patentierten Hitzler-Dreiflächen-Ruders, das dem Schiff eine hervorragende Wendefähigkeit und damit große Fahrsicherheit gibt. Es ist also alles da.

„Und wie waren die ersten Fahrten auf den deutschen Strömen?“ „Nun“, ist die Antwort, „wir können ja stets dort anhalten, wo es schön und wünschenswert erscheint“. Die Buben lagen z. B. einmal auf dem Oberdeck, als jemand sagte: „Bitt schön, Herr Lehrer, gehen wir doch heut bei Passau vor Anker!“ „Gut, warum nicht bei Passau? Warum nicht auch bei der Walhalla oder gar bei der Befreiungshalle? Doch lesen Sie hier bitte einmal einen unserer Fahrtberichte!“

„Sonnabend, den 27., im Brachet 1936.
Rees-Emmerich-Duisburg.

Fahrt: 0915 Fahrt
1010 Der nordwestlichste Punkt der Deutschlandfahrt, Emmerich an der holländischen Grenze erreicht. Festlicher Empfang.

1200 Fahrt
1530 in Xanten angelegt
1600 Fahrt
2050 Die Ruhrmündung erreicht. Wir verlassen den Rhein.
2100 Vor der Ruhr-Schleuse festgemacht
2300 Fertig geschleust.

Vom Tageslauf: Tausende von Menschen am Ufer, HJ, BDM, Schulen, Lehrer, so werden wir an der Grenze, im letzten deutschen Städtchen, Emmerich, empfangen. — Der Besuch ist wieder von Bord. Wir setzen uns an Deck und hören vom einheimischen Führer, einem Herrn der Stadtverwaltung, vom Grenzverkehr. „Unterricht!?"

Auf der langen, ruhigen Bergfahrt wird uns die niederrheinische Landschaft erst recht bewußt. Zwischen Strom und Himmel ein schmaler Streifen Land, der den geheimnisvollen Zauber norddeutscher Weite in sich birgt. Ein Fischreiher überfliegt träge ein in Büschen und Bäumen verstecktes Gehöft. Am Horizont ragt ein spitzer Kirchturm in den Himmel und verrät ein Dorf. Wiesen, weidende Pferde und Rinder und als pulsendes Leben in all dieser weiten Ruhe der Strom. Ein Schleppzug folgt dem anderen, pustend der komisch-kleine Schlepper voraus, Bergfahrt, Talfahrt, Expreßkähne, Seedampfer, Holländer, Schweizer, Franzosen, Finnländer, Deutsche .. Unaufhaltsam arbeitet sich unser Schiff zu Berg. 18,00, 19,00 Uhr .. „Wir werden es vor 21,00 Uhr nicht schaffen und 19,00 Uhr macht die Schleuse Feierabend." „Daß doch immer der Teufel los ist, wenn wir schleusen müssen .." „Auf Biegen und Brechen, die Ruhr-Schleuse muß erreicht werden, sonst verlieren wir den Sonntag nutzlos!" — 23,00 Uhr: Gespenstisch schiebt sich der Bug des „Hans Schemm" in den Lichtkegel des Schleusentores, unheimlich gellen Rufe und Gegenrufe durch die Nacht. Wenige Minuten später haben wir hinter der Schleuse festgemacht."

Wir gehen weiter durch das Schiff, sehen den lustigen schönen Tages- und Unterkunftsraum, haben unsere Freude an den praktischen Hängemattenanlagen, werfen einen Blick in die saubere Küche, ins kleine Lazarett, in Lehrer-, Besatzungs- und Küchenpersonalkojen. Schmuck ist das alles, von der Maschine angefangen bis zu den Waschräumen. Von dem sonnensegelbespannten Oberdeck bis zu dem fast spielerisch anmutenden Steuerhaus. Da fehlt kein Schrank und kein Küchentopf, kein Radio und kein ... ja, abends rollt dann und wann ein Filmstreifen ab, und es war so, daß irgendwo am Donauufer oder von den Weinbergen des Rheins deutsche Menschen aufhorchten und denen Grüße zuriefen, die auf dem Fluß im Lichterschmuck auf dem Kinderschiff stromabwärts fuhren. Dann schließlich ist ein Lied oder der Sang von der märkischen Heide zu ihnen emporgeklungen. —

Aufnahme Bauer

Erlebnis der Landschaft

Staunend erleben die Jungen die Landschaftsbilder zu beiden Seiten der Donau. Besonders eindrucksvoll ist für sie der Durchbruch des schon mächtigen Stromes durch den Jura bei Kelheim

Man mag sich nur ungern von dem Schiff trennen, und es ist verständlich, daß der Erbauer, auf dessen Werft noch andere Schiffe auf seine Arbeit warten, zu seinem Mitarbeiter sagt: „Ja, auf diesem Schiff wird man selber wieder Kind, und man kommt den ganzen Tag hier nicht herunter!" Wir gehen nun an Land. In wenigen Stunden wird die Maschine zu einer neuen Donaufahrt anspringen, zu einer Fahrt, die bis zur Walhalla führt. Wir alle wünschen dem glückhaften Kinderschiff weiter gesegnete Fahrt heute, morgen und immerdar!

H. Hansen, Bayreuth.

Aufnahme: Scherz-Wauer

Doktor Goebbels hat das Wort geprägt, daß das technische Wunder des Rundfunks übertroffen werde von dem Wunder der Selbstverständlichkeit, mit welcher sich die Menschheit an die neue Einrichtung gewöhnt hat und mit der sie diese in Anspruch nimmt. Doktor Goebbels hat recht. An Tagen funkischer Großtaten, bespielsweise während der Olympiawochen oder während des Reichsparteitages hörte man wohl dann und wann einmal ein anerkennendes Wort über die technische Leistung, aber niemand macht sich die Mühe, es auszudenken, wie es wäre, wenn wir ohne dieses Mittel, das uns das Miterleben ermöglicht, auskommen müßten. Millionen Menschen nehmen heute den Rundfunk mit der gleichen Selbstverständlichkeit in Anspruch — als wäre es „immer so" gewesen — wie beispielsweise die Eisenbahn oder den Motor.

Und doch wird behauptet, der Rundfunk sei ein gewaltiger Strom, aber die Menschen die an seinen Ufern wohnen, schöpfen aus ihm nur mit Fingerhüten. Dieser Vergleich will doch nicht mehr und nicht weniger behaupten, als daß die Menschen die in dem Funk einbeschlossenen Möglichkeiten nicht auszunutzen verstehen. Stimmt das? —

„Unsinn", sagt Vater Stolle, der müde von der Arbeit heimgekehrt ist und es sich bei einem Pfeifchen Tabak in der Sofaecke bequem gemacht hat, „Unsinn, was ihr da eingestellt habt. ‚Echo am Abend', da muß man viel zu genau aufpassen, um alles zu verstehen. Ein paar anständige zackige Märsche will ich hören, davon wird man wieder munter, aber nicht das ewige Gerede . . . !"

„Schrecklich, diese heutigen Mädel!" sagt Mutter Stolle, „nicht fünf Minuten können sie den ‚praktischen Winken für die Hausfrau zuhören.' Ich habe schon so manchen Kniff für meine Wirtschaft dabei gelernt und Lieselotte und Wally könnten doch für ihr späteres Leben und ihre eigene Wirtschaft auch so manches dabei profitieren. Aber rein närrisch sind die Mädel! Solange drehen sie an dem Apparat herum, bis sie irgendwo Tanzmusik erwischt haben oder ein lustiges Kabarett; da können sie stundenlang zuhören und mir schmerzt davon der Kopf."

„Quatsch!" sagt Fritz Stolle, „blöd sind die Mädel mit ihrer ewigen Tanzmusik; heute abend gibt es einen knorken Hörbericht vom Nürburgring. Bernd Rosemeyer fährt — das muß ich hören. Ich werde ihnen schon ihre Tanzmusik verekeln!"

Der Freund von Fritz, der Kunstgeschichte studiert und heute zu Besuch bei Stolles ist, wagt schüchtern zu bemerken, heute abend spreche über den Sender Stuttgart der Professor X über seine neuesten Ausgrabungen. Das sei doch riesig interessant. Aber da fällt die ganze Familie über ihn her: „Einen Vortrag sollen wir uns mit anhören?! Um Gottes willen, nur keinen Vortrag! Dabei schlafen wir ja ein!"

Es ist leicht auszumalen, wie der Abend bei Stolles verläuft. Jeder möchte seinen Hörwunsch durchdrücken, keiner dem andern seine besondere Freude gönnen, und

Oben:

Der Führer spricht...

*

Mitte:

Die Welt kommt zu ihnen ins stille Haus

*

Unten:

Schon wieder ein Vortrag! ...

Aufnahmen: Ullmann (2) Scherz-Wauer (1)

zum Schluß wird auf ein Machtwort Vater Stolles das Gerät ausgeschaltet. Verdrossen sitzt die Familie um den Tisch herum, jeder mit einem Groll im Herzen, und mürrisch sagt man sich bald Gute Nacht.

Wir fragen: Muß das so sein? Nein — es muß nicht so sein! Das Gebaren der Familie Stolle ist ein Musterbeispiel dafür, wie man die im Rundfunk für das Familienleben einbeschlossenen Möglichkeiten ungenützt läßt. Nun sind einmal alle Familienmitglieder einen Abend zu Hause, einen Abend, wie er ihnen infolge ihrer vielseitigen Inanspruchnahme nicht oft beschert wird. Nun könnten sie einmal die Stunde glücklichen Beieinanderseins erleben, und der Rundfunk könnte der Vermittler dieses Erlebnisses sein, wenn . . . Ja, wenn sie alle miteinander diesen Rundfunk nicht bloß als den Ueberbringer von Sensationen, anscheinend nur geschaffen zu rein persönlicher, genießerischer Freude, ansehen würden.

Wir erinnern uns vielleicht noch der Zeiten, da man den Film ausschließlich als eine Angelegenheit des Rummelplatzes betrachtete. Jahrzehnte hat er gebraucht, ehe er zu einem Kulturfaktor wurde und sich als solcher Geltung zu verschaffen wußte. Ziel und Weg des Rundfunks sind von vornherein andere ge-

wesen; vom ersten Augenbick seines Bestehens an wollte der Funk mehr als ein Vermittler leichter und seichter Unterhaltung sein. Diese Tatsache ist jedoch noch längst nicht allen Hörern zum Bewußtsein gekommen; gar zu oft wertet man ihn wie das Kino in seinen Entwicklungsjahren. Wäre mit dem Hören schon das Fernsehen verbunden und hätten wir die Gelegenheit, in recht vielen Häusern Mithörer und also auch Mitschauer zu sein — in den meisten Fällen bekämen wir Kabarett zu sehen und nur in vereinzelten ein ernstes Spiel oder einen ernsten Mahner.

Die Möglichkeit des Hörers, sich überall da einzuschalten, wo es etwas nach dem eigenen, oft recht einseitig entwickelten Geschmack zu genießen gibt und alles, was neu und fremd ist und zu hören Mühe macht, abzuweisen, machen es dem Funk schwer, seinem wahren Wesen nach von jedermann erkannt zu werden.

Und die Vielgestaltigkeit der Darbietungen verlangt einiges Nachdenken, das rechte für einen gemeinsamen Empfang in der Familie aus dem Sende-Programm herauszufinden. Und damit sind wir wieder einem der Uebel auf der Spur, die der Bewertung des Funks so großen Abtrag tun, dem Zufallshören. Wozu werden wohl die Programme veröffentlicht?! Doch wohl deswegen, um dem Hörer Gelegenheit zu geben, sich darauf einzustellen. Und hätte Mutter Stolle schon am Nachmittag jenes verpfuschten Abends prüfend in die Funkzeitung geschaut, sie hätte ganz bestimmt eine Sendung „für alle" entdeckt. Ein freundlicher Hinweis auf diese beim Abendbrot und natürlich ein bißchen daran gewöhnt sein, sich als Glied der Familie zu fühlen und — Rücksicht zu nehmen, hätten genügt, um eine Erlebnisstunde vor dem Lautsprecher zu schaffen. Ein Gedankenaustausch, ein Familiengespräch (s. R.E.W. Nr. 3/1936) hätte sich zwanglos angeschlossen und all das, was in der heutigen Zeit als Theorie so oft gepredigt wird, Pflege des Familiensinnes usw., hätte Gestalt annehmen können.

Auswahl des Programms für den Familienabend! Ist das so schwer? Wird die Mutter nicht einmal, an die eigene Jugend und die eigenen damit verbundenen Neigungen denkend, auch den Wünschen der Töchter nachkommen? Wir sich der Vater nicht auch einmal dazu bereitfinden, mit seinem Jungen am Lautsprecher einen Sportkampf zu erleben? Werden Sohn und Tochter nicht auch dann und wann einmal bemüht sein, den Interessen der Eltern zu folgen? Und wird die ganze Familie nicht auch einmal dem zufälligen Gast zuliebe einem Vortrag oder einem ernsten Spiel ihre Aufmerksamkeit schenken? Zweierlei wird hierbei gewonnen: man lernt den andern an seinen Neigungen kennen und begreifen, man „kommt sich näher", und — wie der Appetit beim Essen kommt — der einzelne wird allmählich Gebieten Geschmack abgewinnen und Verständnis entgegenbringen, denen er vorher feindlich aus dem Wege ging. Und der Funk hört auf, bloß ein technisches Wunder zu sein — er wird zum Kulturfaktor.

Eine Familie, die von morgens bis abends den Lautsprecher in Tätigkeit hält, beweist dadurch nicht nur ihre Rücksichtslosigkeit gegenüber den Nachbarn, sondern auch ihre Geschmacklosigkeit. Auch die stärksten Reize verlieren ihre Eindruckskraft wenn sie ununterbrochen auf den Menschen einwirken. Dem Dauer- und Alleshörer wird es schließlich nicht mehr möglich sein, Anregungen aus dem Gehörten zu empfangen und inneren Anteil an den Darbietungen zu nehmen. Der Funk wird ihm zur Gewohnheit, wie das Essen und Schlafen.

Das ist nicht sein Sinn. Er soll ein Freudenbringer sein. Zu dem Begriff Freude gehört aber ein gewisser Seltenheitswert. Darum ist für wirkliches und d. h. miterlebendes Hören eine weise Diät die Vorbedingung, vielleicht dann und wann sogar ein Fasttag. Andernfalls kann es geschehen, daß ein Familienmitglied schon beim Hören des bloßen Namens Rundfunk „Zustände" bekommt und allen andern, die maßvoller im Genießen waren, die Freude verdirbt.

Auch über das Wie des Hörens dürfte ein Wort zu sagen sein. Ich wurde einmal von einer befreundeten Familie zum Rundfunkhören eingeladen. Beim Betreten ihrer Wohnung konnte ich mich eines kleinen Lächelns nicht erwehren, als ich die Familie in festlichen Kleidern erblickte. „Bloß Rundfunkhören", dachte ich „und wie zu einem Konzertbesuch vorbereitet?! — das ist übertrieben!" Aber dann wurden die elektrische Beleuchtung ausgeschaltet und die Kerzen in den Wandarmen entzündet, und in stimmungsvollem Halbdunkel hörten wir Schuberts „Unvollendete". Ich habe nachher nicht mehr gelächelt. Hier war zu einem großen Erlebnis der würdige äußere Rahmen geschaffen worden, zu einem Erlebnis, das der Funk vermittelte und das diesen von der Seite zeigte, von der man ihn viel öfter und viel bewußter sehen sollte, als Vermittler der Kunst nämlich.

Pflege edler Geselligkeit, Pflege des Gemütes, Weckung des Kunstempfindens und -verstehens — das sind u. a. die Aufgaben, die der deutschen Familie zugewiesen wurden (s. R.E.W. Nr. 4/1936). Der Rundfunk vermag — recht genutzt, d. h. als Kultureinrichtung gewertet und angewandt — bei ihrer Lösung mitzuhelfen. Darum schöpfe man aus seinem Strom nicht bloß mit Fingerhüten! — —

Wenn wir vom Rundfunk reden, und wenn wir ihn auch nur wie hier in einer bestimmten Blickrichtung (auf die Familie!) betrachten, können wir nicht an seiner vielleicht unerhörtesten Wirkungsmöglichkeit vorübergehen, an der propagandistischen. Es ist eine gerade phantastische Tatsache, daß es in ganz Deutschland und weit über seine Grenzen hinaus keinen Menschen gibt, der nicht schon im Banne der Stimme unseres Führers stand, und der nicht teil gehabt hätte an den großen Geschehnissen unserer Zeit. Der Funk schuf Gemeinschaftserlebnisse von einem Ausmaß, für dessen Größe es an Vergleichen fehlt. Und nun halten wir uns vor Augen: Um den Lautsprecher geschart lauscht die Familie dem Künder und Wegbereiter einer neuen Zeit. Und alle wissen, so wie sie, hören zur gleichen Stunde mit der gleichen gläubigen Andacht, mit dem gleichen Vertrauen Tausende und aber Tausende deutscher Familien. Ein Strom gleichen Empfindens, gleichen Liebens und Hoffens umflutet alle und verbindet sie zu einer einzigartigen großen Familie. Ueber die Einzelfamilie hinaus formt der Rundfunk ein Volk.

Hilfe bei der Schularbeit

„Dazu habe ich keine Lust!"

Von Edmund Fischer

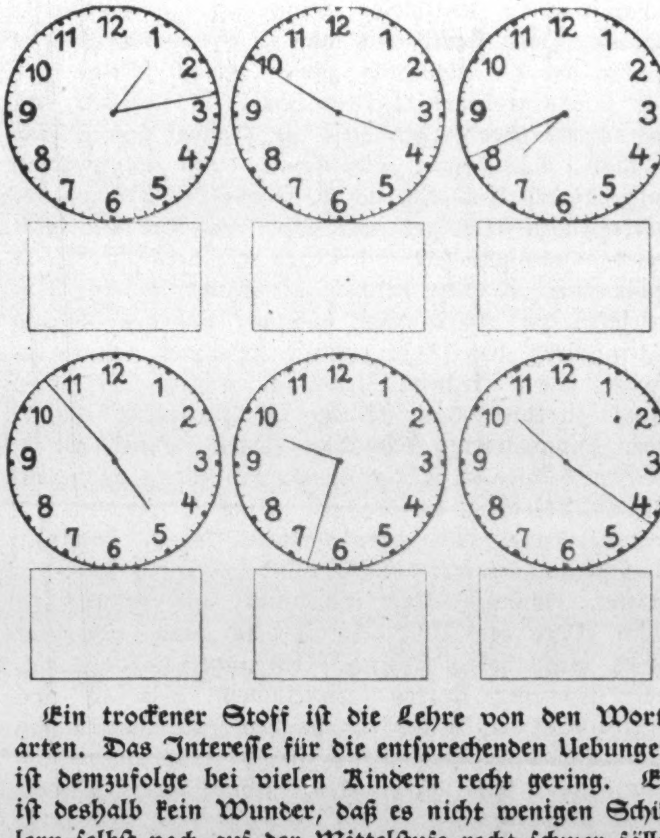
II.

Wenn der Grundschullehrer zur Verwunderung vieler Eltern mit möglichst wenig Hausaufgaben auszukommen sucht, so hat dies — wie in den letzten Heften der „Reichs-Elternwarte" wiederholt dargelegt wurde — seinen guten Grund. Abgesehen von der Möglichkeit übermäßiger geistiger Beanspruchung des Grundschülers, scheut er die oft mit den Hausaufgaben verbundene Gefahr, daß die Eltern ihrem Kinde in einer ganz anderen Weise helfen, als es in der Schule geschieht, und damit das Kind eher verwirren, anstatt es zu fördern. Er gibt deswegen gern nur solche Hausaufgaben, die zum mindesten der Durchschnittsschüler, dem augenblicklichen Stand seiner Einsicht entsprechend, ohne fremde Hilfe zu lösen vermag.

Trotz aller Bedenken, die in der Volksschule grundsätzlich gegen häusliche Schularbeiten bestehen, wird es jedoch immer viele Eltern geben, die ihren Kindern bei der Meisterung des schulischen Arbeits- und Lernstoffes in irgendeiner Form helfen wollen oder müssen. Sie w o l l e n helfen; denn sie wollen die Kenntnisse und Fertigkeiten ihres Kindes so weit festigen wie irgend möglich. Oder sie m ü s s e n helfen, weil diesem das Begreifen oder Behalten so schwer fällt, daß die in der Schule verlangten Leistungsfortschritte nicht sicher gewährleistet sind. Leider gehen mit der ungenügenden geistigen Aufnahme- oder Merkfähigkeit meist auch eine leichte Ablenkbarkeit und Arbeitsunlust einher. Wenn deshalb die häusliche Hilfe das Kind nicht überlasten oder völlig arbeitsunwillig machen soll, muß sie in einer Form erfolgen, die für Kind und Eltern angenehm, ja begehrenswert ist und beider Geduld nicht übermäßig in Anspruch nimmt. Da wir nun das L e r n s p i e l für eine der besten Formen (wenn nicht für die beste Form) der häuslichen Hilfe halten, bringen wir auch diesmal wieder einige solcher Spiele, und zwar vornehmlich für Kinder des Grundschulalters. Unsere Auswahl ist dabei von der Absicht geleitet, Uebungsmöglichkeiten für solche Lernstoffe zu zeigen, die erfahrungsgemäß Klippen für leistungsschwächere Kinder darstellen und doch so wichtig sind, daß sie von jedem Schüler beherrscht werden müssen.

*

Jedes Kind muß spätestens im 2. Schuljahr die Zeit richtig ablesen lernen. Die Lust, sich mit der Uhr zu beschäftigen, wird durch das „U h r e n s p i e l" im Kinde gefördert. Wettspiele steigern bekanntlich den Eifer des Kindes. Um das Uhrenspiel als Wettspiel aufziehen zu können, kaufe man sich so viele Stück des bei Beltz-Langensalza erschienenen (von Bühnemann herausgegebenen) Uhrenspiels, als Personen (Kinder) mitspielen sollen. Jedes Kind erhält zwei Karten mit zusammen 12 Zifferblättern (vgl. Abb. 1). Zu jedem Zifferblatt gehört ein Kärtchen mit der dazu gehörigen Zeitangabe. Die Kärtchen werden gemischt und darauf einzeln verlesen. Das Kind, das zuerst das die vorgelesene Zeit angebende Zifferblatt findet, erhält das Kärtchen. Sieger ist, wer als erster seine beiden Karten voll hat. Man kann sich auch eine zweite Serie von Kärtchen herstellen. Enthält die erste Serie nur Zeitangaben von 1—12 Uhr, so kommen auf die zweite die entsprechenden Zeitangaben von 13—24 Uhr. Vorteilhaft ist es, wenn auf den Kärtchen die Zeiten in der Weise angegeben sind, wie sie nach einer unlängst herausgekommenen Verordnung für die Schulen vorgeschrieben sind. (Beispiele: 13 Minuten nach 1 bzw. 13 Uhr; 10 Minuten vor 4 bzw. 16 Uhr usw.). Denn wenn das Kind zu Hause die Zeit ganz anders angeben lernt als in der Schule, verwirrt man es leicht.



Ein trockener Stoff ist die Lehre von den Wortarten. Das Interesse für die entsprechenden Uebungen ist demzufolge bei vielen Kindern recht gering. Es ist deshalb kein Wunder, daß es nicht wenigen Schülern selbst noch auf der Mittelstufe recht schwer fällt, Haupt-, Tätigkeits-, Eigenschafts- und Zahlwörter voneinander zu unterscheiden. Und doch ist die sichere Kenntnis der Wortarten eine wichtige Voraussetzung für viele sprachliche und rechtschriftliche Uebungen.

Deswegen ist ein „Wörterlotto", das wie das abgebildete (Abb. 2) mit beliebig vielen und immer neuen Wörtern gespielt werden kann und zugleich auch die Rechtschreibung der verwendeten Wörter einprägen hilft, das gegebene Hilfsmittel zur „spielenden" Erlernung der Wortarten. Ueberdies ist es leicht herzustellen. Aus weißem Karton schneidet man so

ist ein Hauptwort (Dingwort)	ist ein Hauptwort (Dingwort)	ist ein Hauptwort (Dingwort)	ist ein Hauptwort (Dingwort)	ist ein Hauptwort (Dingwort)
ist ein Tätigkeitswort (Tuwort)	ist ein Tätigkeitswort (Tuwort)	ist ein Tätigkeitswort (Tuwort)	ist ein Tätigkeitswort (Tuwort)	ist ein Tätigkeitswort (Tuwort)
ist ein Eigenschaftswort (Wiewort)	ist ein Eigenschaftswort (Wiewort)	ist ein Eigenschaftswort (Wiewort)	ist ein Eigenschaftswort (Wiewort)	ist ein Eigenschaftswort (Wiewort)
ist ein Zahlwort	ist ein Zahlwort	ist ein Zahlwort	ist ein Zahlwort	ist ein Zahlwort

Abbildung 2

viele Karten, als Mitspieler in Frage kommen, und zwar von 20 Zentimeter Länge und 16 Zentimeter Breite. Jede Karte teilt man so ein und beschriftet sie so, wie die Abbildung zeigt. Hierzu fertigt man für jede Lottokarte 20 Plättchen (4 × 1,5) an. Auf der Vorderseite tragen diese die Namen von je fünf Haupt-, Tätigkeits-, Eigenschafts- und Zahlwörtern und auf der Rückseite zur Kontrolle den Namen der betreffenden Wortart (vgl. Abb. 3). Die Plättchen werden nun gemischt und liegen mit der Vorderseite nach oben. Reihum nehmen die Kinder je eins auf, verlesen den Wortnamen, und wer von den übrigen Mitschülern zuerst die richtige Wortart nennt, bekommt das Plättchen. Sieger ist, wer als erster seine Karte zugedeckt hat. (Einige Wortbeispiele: Haupt- oder Dingwörter: Schinken, Wurst, Speck, Eisen, Wolle, Leinwand; Tätigkeitswörter: laufen, springen, turnen, besuchen, versprechen, gelingen; Eigenschaftswörter: rund, dick, breit, gesund, krank, ängstlich, fleißig; Zahlwörter: dreißig, hundert, achter, zwölfter, drittel, sechstel.) Der sprachliche und rechtschriftliche Wert des Wörterlottos ist dann besonders groß, wenn jedes Plättchen ein anderes Wort enthält, für vier Karten beispielsweise also 80 verschiedene Wortplättchen vorhanden sind. Zweckmäßig und besonders unterhaltsam ist es ferner, wenn im Laufe der Zeit immer neue, schwierigere Wörter gewählt werden.

Eidechse	Hauptwort (Dingwort)
Vorderseite	Rückseite

Abbildung 3

Wie viele Eltern müssen nicht feststellen, daß ihr Kind dauernd mir und mich, ihm und ihn, ihr und sie, ihnen und sie und andere Fürwörter im 3. und 4. Fall miteinander verwechselt! Hier verhilft das ebenfalls von Beltz-Langensalza (Herausgeber Bühnemann) herausgebrachte Quartett (D 11) dem Kinde allmählich zur Klarheit und Sicherheit im Gebrauch dieser Fürwörter. Nachstehende Abbildung bringt zwei Kärtchen als Probe.

Er kommt von . . . / Bring es zu . . . / Schicke es durch . . . } mir oder mich?	Warst du bei . . . / Ich setze mich über / Er bringt es für } ihm oder ihn?
Hole es für mich	Du hast einen guten Freund in ihm
D 11	D 11

Mitspielen können 3—6 Kinder. Die Karten werden verdeckt verteilt, und jedes Kind sucht zusammengehörende Quartette (4 Karten) zu erhalten. Reihum erfragen die Kinder mit einem Satze, der oben auf jeder Karte steht. Der Satz muß dabei richtig ergänzt werden. Wer das falsche Fürwort nimmt, erhält die gefragte Karte nicht. Ist ein Quartett vollständig, kann es beiseite gelegt werden. Wer zuerst keine Karten mehr hat, ist 1. Sieger usw.

Mit Hilfe eines ganz ähnlich gestalteten Quartetts kann auch der Gebrauch der so schwer auseinanderzuhaltenden Geschlechtswörter dem und den auf spannende Weise geübt werden.

»Muster ohne Wert«

Wie hilft man dem Kinde?

Von Emil Karl Menz

„Wie kommt es, daß der Junge in der Schule nichts kann?“ „Wenn ich ihn zu Hause abhöre, dann kann er seine Aufgaben ganz gut rechnen“. So hört man manchmal die Klage der Mutter (weniger des Vaters) über den Lehrer. Unberechtigt oft, denn dieses Können der Mutter gegenüber ist eben eine Täuschung, der die Mutter anheimfiel, als sie den Jungen abhörte. Sie hat nicht unterschieden zwischen dem Kennen und dem Können.

Der Lehrer, der in der Schule vor einer vollen Klasse steht, kann sich nicht immer wieder mit dem einzelnen Jungen befassen. Er ist darauf angewiesen, den Stoff so durchzuarbeiten, daß der Durchschnitt der Klasse ihn verstanden hat. Befindet sich unter denen, die ihm antworten, einer, der die Methode „Muster ohne Wert“ anwendet, über die ich nachstehend schreiben will, und stößt der Lehrer darauf, so ist er in den wenigsten Fällen in der Lage (es fehlt ihm die Zeit), sich mit dem betr. Jungen eingehender zu beschäftigen und das Uebel abzustellen, daß sich bei dem Jungen einzuschleichen beginnt.

Greifen wir ein ganz einfaches Beispiel heraus, wie es auf der Unterstufe vorkommen mag, um daran zu erklären, um was es sich handelt. —

Der Junge soll rechnen: 8 + 7. Erste Antwort: 14. Mutter: falsch! Zweite Antwort: 16. Mutter: falsch! Dritte Antwort: 15. Mutter: Na also, warum nicht gleich so!?

Wenn nun die Mutter denkt (und leider denken dies viele Mütter), der Junge habe überhaupt gerechnet, so irrt sie sich; noch mehr irrt sie sich, wenn sie annimmt, der Junge wisse es nun. Der Junge hat vielmehr geraten! Diese Krankheit des Ratens kann, wenn sie nicht erkannt wird, und zwar rechtzeitig, zu einem Charakterzug des Jungen werden. Aus Bequemlichkeit gewöhnt er sich gar nicht an Genauigkeit und angestrengtes Lösen einer Aufgabe, sondern er antwortet halb gefühlsmäßig auf die an ihn gerichtete Frage.

Wir wissen, daß „der Erfolg die Methode“ macht. Der Weg, auf dem der Junge öfters zum Erfolg gekommen ist, wird ihm zur Gewohnheit werden. So haben wir eine ganze Reihe von Schülern, die sich als Rater geradezu ausgebildet haben. Aus den Mienen des Lehrers, aus bestimmten Bewegungen, ja, aus seinem betretenen Schweigen bei einem Fehler lesen sie sofort heraus, die Lösung, die sie brachten, sei falsch gewesen — und nur zu schnell und ohne ernstes Nachdenken kommt die zweite Antwort auf den Plan. Für diese zweite Antwort stehen sie natürlich ebensowenig fest wie für die erste.

Bei einem Schüler ist es mir begegnet, daß er nach fünfmaligem falschen Antworten auf eine Frage als sechstes die einzig noch übrige Lösung brachte. Wer aber beschreibt mein Erstaunen, als er auf meinen Hinweis: „Warum nicht gleich so?“ die Antwort gab: „Ich wollte es gleich sagen.“ — Anscheinend hatte mein Mienenspiel ihn irgendwie in Unsicherheit gebracht, wahrscheinlicher aber ist, daß es einfach gelogen war.

Jungen, die sich so um das eigentliche innere wirkliche Wissen herumdrücken, können sich — schon infolge ihrer Uebung — bequem durch viele Schwierigkeiten schlängeln. Eltern, die diesen kleinen Fehler an ihren Kindern nicht beobachtet haben, können dem Lehrer schwer Unrecht tun in ihrem Urteil — es steckt eine Verlogenheit in dieser Methode des Jungen, die eines deutschen Jungen unwürdig ist. Die Verantwortung für diesen Fehler aber liegt nur zum Bruchteil beim Jungen selbst, sondern vorwiegend bei der falschen Art der Erziehung.

Aus der Praxis nun die Art, wie ich diesem Fehler begegnete: Zunächst darf man nicht annehmen, daß es bei einem Jungen nicht etwa raffiniertes Erfassen eines Systems oder einer Methode ist, sondern unbewußtes Ergreifen der bequemsten Gelegenheit. Wo ich Verdacht schöpfte, verschaffte ich mir erst volle Klarheit. Ich ließ den Jungen „zappeln“, indem ich weder durch Mienenspiel, noch durch eine Bemerkung verriet, wann er die richtige Lösung gebracht hatte. Die Gefahr bestand, daß der Junge, wenn er sich entdeckt fühlt, mißtrauisch und verschlossen in sich selbst sich zurückzog. — Uebrigens ist die letztere Tatsache eine Erklärung, warum gerade gute Lehrer, die es sich angelegen sein lassen, der Gründlichkeit des Wissens „auf den Zahn zu fühlen“, bei ihren Schülern verhaßt werden können.

War der Junge soweit, dann nahm ich mir einige Minuten Zeit und erklärte ihm am Beispiel eines Musterkoffers, scherzhaft und doch klar verständlich, worum es ging. „Du bist kein Muster-Reisender, der mir eine Auswahlsendung vorzulegen hat; ich bin kein Geschäftsmann, der sich aus den vorgelegten Mustern das Richtige auszusuchen hat. Es geht hier um andere Dinge, als daß du die richtige Antwort in jedem Augenblick gibst, sondern es geht um das wirkliche innere Können und um das Geradestehen für das, was man sagt.“ Diese Grundgedanken ohne Spannung und Verärgerung dem Junge nahegebracht — so habe ich in vielen Fällen volles Verständnis gefunden für das, was ich wollte. Es genügte die Bemerkung „Muster ohne Wert“, um bei einem Rückfall den Jungen wirklich zum bewußten Nachdenken hin, vom gefühlsmäßigen Erraten weg zu ziehen.

Sagte ich aber einmal „Muster ohne Wert“ an der falschen Stelle, so hatte ich auch die Freude, daß der Junge Einspruch erhob und mir freudestrahlend erklärte, daß er es diesmal wirklich gewußt habe. Sein Verständnis für die Frage ließ ich mir beweisen, und wir konnten beide feststellen, daß wir etwas gelernt hatten, sowohl hinsichtlich der Aufgabe selbst, die zu lösen war, als auch hinsichtlich der kameradschaftlichen Gemeinschaft, die die fruchtbarste Grundlage des wirklichen Lehrens und Lernens ist.

Mein Vater sagt ...!

Von Anton Burger

„Das wollen wir denn doch einmal sehen, wer hier zu reden hat! Helga bleibt zu Hause, und damit basta!" — Mit diesen eindrucksvollen Worten verläßt Herr Schmidt geräuschvoll die Wohnung. Helga weint. Wer täte es anders? Morgen fährt ihre Klasse zur Ausstellung, und sie, ausgerechnet sie soll nicht mit. Weil Vater meint, das sei zu anstrengend und überhaupt nichts für Kinder. Und was werden morgen die anderen Mädel sagen, wenn sie es hören. Mitleidig lächeln werden sie über Helga, vielleicht auch ein bißchen tuscheln und über ihrem Vater reden.

Nun erst der Lehrer!

Es wird eine schlechte Nacht geben für Klein-Helga, und einen schweren, schweren Gang zur Schule. Dann steigt vielleicht sogar ein Trotz auf. Die Tochter wird doch auf Entscheidungen ihres Vaters nichts kommen lassen, ihres guten Väterchens, das sicher auch Recht hat. Oder etwa nicht?

Aus dieser großen Wirrnis kann dann nur eins retten: „Mein Vater hat gesagt!" ... Und man wirft den Kopf zurück dabei, man schaut feindselig und kampflustig auf den Lehrer. Der glaubte wunder, was er seinen Mädels antat und ist ärgerlich und enttäuscht. Die Klasse aber erlebt eine spannende und sensationelle Minute. Was wird er tun?

Ja, was wird er tun? Steht nicht einiges auf dem Spiel? Wenn Vater oder Mutter selbst gekommen wären, nun, das hätte wohl eine gute Lösung für beide Teile möglich gemacht. Hier aber wird eine Entscheidung notwendig, hier gibt es kein Mittelding, und das Urteil darüber steht zur Debatte — bei den Schulkindern. —

Es war, weiß Gott, nicht ganz einfach, die beiden auf dem Schulhof streitenden Parteien zu bewegen, daß sie voneinander ließen. Sie hatten sich förmlich ineinander verbissen und standen hernach so trotzig vor ihrem Lehrer, daß er einen Augenblick ratlos und betroffen war. Wie hatten sich die sonst so bescheidenen Jungen plötzlich verändert! Was konnte sie dazu bewegen, ihre geradezu herausfordernde Haltung nicht aufzugeben? — „Heinz hat sogar einen Knüppel in der Mappe, und damit soll er mich hauen." Tatsächlich, die Durchsicht des Schulranzens bestätigt Werners Angaben. „Und Werner überfällt mich immer, wenn ich zur Schule will. Mein Vater hat gesagt, ich soll mir den Stock für alle Fälle mitnehmen." —

Die Schule kennt das schon. Hier liegen die Gründe viel tiefer, als man zunächst glaubt. Und man sollte doch annehmen, daß Streitigkeiten zweier Familien eine andere Lösungsmöglichkeit haben können, als gerade diese. Ein völlig Unbeteiligter aber, die Schule, wird hineingezogen in den Zwist und wehe ihr! Wehe ihrer Autorität! Da sind schon unter den Jungen die beiden Gruppen für und wider Werner. Mag der Lehrer ihnen noch so lieb sein, hier wird Partei genommen mit der Unerbittlichkeit der Jugend.

Wer ist eigentlich gefährdet? Hören wir nur weiter.

„Du hast ja wieder dein Malheft nicht hier." Das blasse Gesicht des kleinen Jungen in der zweiten Bank nimmt einen gequälten Ausdruck an. Er merkt, daß diesmal der Lehrer keinen Spaß versteht. Wenn er es doch nicht zu sagen brauchte! Ein paarmal ging es noch mit der schon glaubhaften Rede: Ich hab's vergessen. — Nun muß er dem Drängen nachgeben und Farbe bekennen: „Ich darf kein Malheft kaufen. Mein Vater sagt, er hat kein Geld für die Schmiererei." — Nun ist's heraus. Endlich ist der Druck vieler Tage gewichen. Aber, es war so schwer zu lügen. Vater jedoch wollte nimmer etwas vom Malheft hören und wurde gleich zornig, wenn man davon anfing.

„Malst du denn nicht gern, Junge?" — Das hatte der Lehrer wohl nicht sagen sollen. Nun fließen reichliche Tränen. „Vater wollte doch nicht ..." Das Weitere erstickt in Schluchzen. Hier stimmt irgendwo etwas nicht. Wenn man selbst zugeben wollte, daß vielleicht ein beträchtlicher Teil des Malheftes nicht unmittelbar seiner Aufgabe gerecht wird und wohl auch mitunter ein für den ordnungsliebenden Vater abscheuerregendes Gekritzel und Geschmiere aufweist, selbst dann ist der väterliche Entschluß nicht zu billigen. Und ehe man ein Kind leiden läßt, ehe man es zwingt, in seelische Konflikte zu kommen, sollte man da nicht lieber einem sogenannten Grundsatz untreu werden?

Die Zeit verändert ihr Gesicht — was Wunder, wenn auch die Schule anders wurde. Hier spiegelt sich das Geschehen im kleinen wieder. Nicht immer ganz bequem ist es für manchen, den Gedankengängen einer Zeit zu folgen. Schier unmöglich erscheint es vielen, die Schule nicht mehr so sehen zu dürfen wie einst. Es ist Bewegung in die starre Schule gekommen. Es weht auch Luft von draußen herein. Die Jugend nimmt tätigen Anteil am völkischen Leben, und die Schule hält Schritt mit dieser Ausweitung und Vertiefung auf allen Lebensgebieten.

Heute haben wir unseren Lernmittelbeitrag gesammelt. Ach, was gab es da zu hören! Immer wieder hat „Vater gesagt", und es war einfach nicht zu vermeiden, daß so manche väterliche Ansicht vor der Klasse kundgegeben wurde. Jeder weiß heute, wie bereichernd ein Schulfilmgerät ist. Es gibt wohl kaum eine Schule, die nicht Gelegenheit genommen hätte, die Elternschaft anläßlich eines Schulgemeindeabends damit vertraut zu machen. Gewiß, ist es früher auch ohne dieses Hilfsmittel gegangen. Aber es geht besser, wenn wir es verwenden. Wer wollte das bezweifeln?

Ist es Gedankenlosigkeit, Festhalten an irgendwelchen Prinzipien oder anderes, gleichviel, hier droht eine Gefahr, die nicht minder folgenschwer ist als jene, welche das Kind unmittelbar anging. Die Autorität der häuslichen Erzieher steht auf dem Spiele. Es gibt hier ja keine Entschuldigung, etwa „wir wußten das nicht" oder ähnliches. Und Nachsicht darf in diesem Falle auch die Schule nicht üben, weil

Zwischen Lachen ...

sie gehalten ist, die Gelder für Beschaffung von Schmalfilmgeräten nach bestimmten ihr vorgeschriebenen Richtlinien einzuziehen.

Und nun die Schule selbst. Welche Einrichtung des Staates wollte sie an Oeffentlichkeit überbieten? Ihre Türen stehen weit offen, jeder darf in sie hineinschauen, darf erfahren, was hinter diesen Mauern getrieben und gelehrt wird. Aber wie sehen wir Eltern sie gemeinhin? Wir haben ein Kind dort oder zwei, und unser Auge und Ohr nehmen Bilder und Klänge auf, die nicht immer echt und unverbildet sind. Horchen wir wirklich einmal in diese Jugend, unsere Kinder, hinein? Geben wir uns wohl die Mühe, auch einmal anders als nur beschwerdeführend oder in dienstlicher Sache über die Schwelle dieses Hauses zu treten, das so unendlich viel schwere Verantwortung tragen muß? Was kennen wir von unserer Schule? Sagt sie uns überhaupt etwas? Und das ist entscheidend und folgenschwer. Man muß schätzen können, um anzuerkennen.

... und Weinen

Der Vater dort, dem es aus irgendeiner Regung plötzlich beikommt, die Diktate seines Sohnes einmal gründlich zu überprüfen und der einen vergessenen Fehler entdeckt und anstreicht, denkt sich vielleicht nichts dabei. Lehrer sind auch Menschen und irren auch. Aber dieser Strich, den Vater am Rande anmerkt, ist eine Kritik am falschen Platze. Und wenn die Rechenarbeit, bei deren Anfertigung Vater geholfen hat, trotzdem nicht stimmt! Was dann? Ist es notwendig, daß einer der beiden Teile über den anderen zu Gericht sitzt? Anstatt hier mit dem nötigen Takt über eine Sache hinweg zu gehen, die im Grunde belanglos ist?

„Mein Vater hat gesagt," — es liegt etwas rührend Kindliches in diesen Worten, und wir wollen nicht, daß die Autorität des elterlichen Hauses auch nur im geringsten beeinträchtigt wird. Der Vater hat etwas zu sagen, und sein Gebot und Verbot müssen respektiert werden. Aber das Elternhaus ist nicht der einzige Erziehungsfaktor, und deshalb ist es notwendig, daß seine Weisungen mit denen der Schule in Einklang stehen. Wir sagten es schon, weder Vater noch Lehrer sind unfehlbar. Es geschieht wohl, daß dieser oder jener einmal über das Ziel hinausschießt. Wollen wir aber fruchtbare Erziehungsarbeit, dann müssen sich Schule und Elternhaus als große Einheit fühlen.

Wer wollte ohne wahre Schaffungsfreude an das schwere Erziehungswerk gehen? Es würde traurige Ergebnisse zeitigen. Nur das harmonische Verhältnis zwischen Schule und Elternhaus kann hier fördern. Diese Harmonie wird dann aus einem anderen Wort unserer Jungen und Mädel herausklingen, das der Schule starke Impulse zu geben vermag, weil es eine freundliche Bestätigung für die Tätigkeit des Lehrers bildet.

Wie es lautet? Ganz einfach: „Mein Vater hat auch gesagt . . ." —

3 Aufnahmen: E. Wetzel aus „Glückliche Jugend" im Brehm-Verlag

Unteroffizier Hagge ...

von

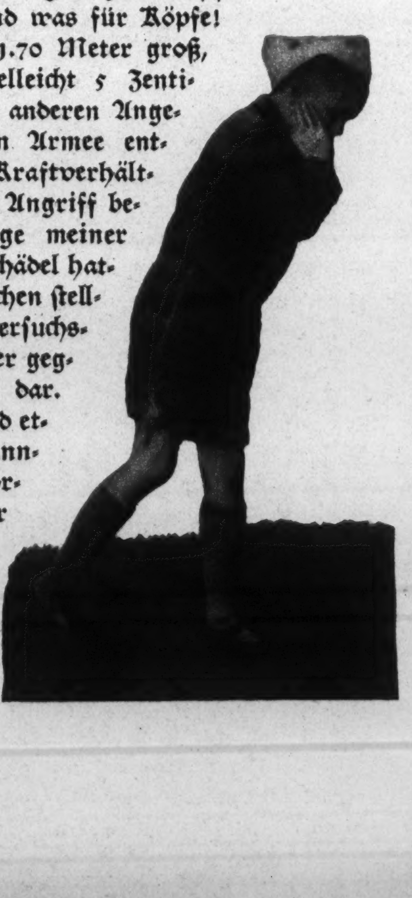
Heinrich Hansen, Langenrüth

Alljährlich um die Zeit, wenn die Felder gemäht sind, große Kartoffelkrauthaufen entzündet werden und in ihnen duftende Erdäpfel schmoren, wenn die Stare sich zu Haufen sammeln um nach dem Süden zu eilen, die Kastanien vollreif an den Bäumen hängen und die Beeren der Ebereschen rot durch müde Blätter scheinen, ist die Zeit gekommen, da im Manöver Soldatenlust und Soldatenleid blüht. Um diese Zeit auch beginnen dann die Spiele der Buben mit Kastanien und roten Beeren. Sie lassen den Drachen steigen und nun sind auch für sie die Tage des Soldatenspielens gekommen. Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen!

Eben in diesen Tagen entsinne ich mich gerne solcher schönen Herbsttage in meiner friesischen Dorfheimat. Wir spielten Soldaten, schlugen gewaltige Schlachten und zogen unter klingendem Spiel, — ein alter Trichter gab das Horn, ein Margarinekübel die große Trommel, zwei Topfdeckel das Becken und Großmutters uralter Kamm mit Pergament bezogen das Tenorhorn, — und mit flatternder Fahne, wenn die Dunkelheit langsam über die Felder kroch, heim in die „Quartiere". Ich hatte das Glück, von meinen Mitschülern zum Kommandeur erkoren zu werden und darf schon sagen, daß ich die errungene Machtstellung ganz nach dem Muster eines Generals, den ich mir aus irgendeinem Roman als Vorbild gesucht hatte, ausbaute. Vor allem verlangte ich von meiner Kompanie, — die Zuständigkeiten der Ränge waren etwas durcheinander geraten, so daß ich bei dem hohen Dienstgrad eines Generals nur eine Kompanie von sechs Mann führte, — unbedingte Disziplin. Fite Kröger, ein Rekrut in meiner Kompanie von 8 Jahren, wurde die Sache dabei einmal zu dumm, so daß er mit lautem Geschrei mitten aus Reih und Glied heraus dem mütterlichen Schutze zulief und klagend erklärte: „Dat hölt ja keen Swin ut!" Mein Unteroffizier Hagge, der gleichzeitig die Stelle eines Adjutanten ehrenamtlich bei mir bekleidete, suchte den Ausreißer wieder zu erreichen und unerbittlich in den Verband der Armee zurückzuführen. Fite war aber schneller, so daß mein Unteroffizier keuchend zurückkam nur mit der tröstlichen Meldung: „Ick krieg em doch noch!"

Ja, mein Unteroffizier! Wir haben uns vor wenigen Monaten, nachdem die grauen Fäden uns beiden schon durch das Kopfhaar laufen, wiedergesehen. Der Unteroffizier trug ein mattrosa Kleid, schob einen Kinderwagen vor sich her und deckte den noch immer zierlichen Kopf mit einem reizenden Florentiner-Hut. Der Leser wird staunen und sich fragen, wie denn mit einem braven Unteroffizier eine solche Wandlung vorgehen konnte. Ja, mein Unteroffizier Hagge war auch seiner Zeit schon, als er Frontdienst tat, — ein Mädchen. Zur damaligen Zeit allerdings sah er weniger weiblich aus. Angetan mit einem grünen Höschen, — das Kleid hinderte so beim Laufen, — einem Papierhelm, die schlanke Hüfte umgürtet mit einem uralten Kavalleriesäbel, auf der Brust einen großen Papporden vom letzten Schützenfest her, stand mein Unteroffizier neben mir. Erst hatten die Buben über das Höschen, das man sonst diskret durch das Kleid zu verdecken pflegt, gespottet, bald aber besaß Unteroffizier Hagge eine solche Autorität in meiner Truppe, daß selbst ich, — der noch ein paar Orden mehr angetan hatte und eine Schärpe um die Hüften trug, — trotz dieses Wallensteinischen Aussehens schwer zu tun hatte, neben Hagge bestehen zu können. Das kam so:

Eines Tages hatte ich meine Kompanie zu einem Tannenzapfenkampf gegen unser Nachbardorf eingesetzt. Die gegnerische Armee zählte nach der schmählichen Flucht Fite Krögers zwei Köpfe mehr als die meine. Und was für Köpfe! Der eine Streiter war 1.70 Meter groß, während der andere vielleicht 5 Zentimeter kleiner war. Die anderen Angehörigen der gegnerischen Armee entsprachen in Größe und Kraftverhältnissen den meinen. Der Angriff begann. Ich schickte einige meiner Leute, die den dicksten Schädel hatten, vor. Diese Unglücklichen stellten gewissermaßen die Versuchskarnickel für die Härte der gegnerischen Tannenzapfen dar. Mit lautem Gebrüll und etwas verschwollenen Kinnpartien eilte dieser Vortrupp aber bald wieder zurück. Die beiden Langen der gegnerischen Armee waren auf



Mit lautem Gebrüll eilte der Vortrupp zurück ...

meine Braven gestoßen und hatten sie übel zugerichtet. Diese rasche Flucht wirkte auf meine Truppe leider sehr demoralisierend, denn, als ich mich umsah, — ich hatte mich selbstverständlich auf einen Feldherrnhügel gestellt, — begriff ich noch eben, daß zwei meiner Grenadiere sich der Flucht der beiden Verwundeten anschlossen und nach hinten rasten. Damit war die Kampfkraft meiner Truppe auf ein Minimum herabgewürdigt. Da griff ich persönlich in den Kampf ein. Das Unglück wollte es, daß ich über meinen Kavalleriesäbel stolperte und zunächst einmal in einem Brombeergestrüpp landete. Diese Niederlage machte mich rasend. Ich ließ den Säbel liegen und schleuderte meine ersten Wurfgeschosse gegen den Feind, der hinter einem kleinen Schafstall in volle Deckung gegangen war. Als kein Gegenangriff erfolgte, lief ich noch näher auf den feindlichen Stützpunkt los. Und da kam das Unglück. Wenn die Vorhut nur mit zünftigen, handfesten Tannenzapfen geschossen hatte, so schoß der Hauptteil der feindlichen Armee leider mit ganz ordinären faulen Kartoffeln, und ich muß den Gegnern einräumen, daß sie gut schossen. Als ich die Situation richtig begriffen hatte, war ich nur noch ein triefendes Häuflein Unglück. Das war mir zuviel. Fluchtartig verließ auch ich die Kampfstelle. Meine Orden und Ehrenzeichen verlor ich bei der Flucht. Da griff Unteroffizier Hagge ein, gewaltsam, wie nur Frauen sein können. Hagge verstieß allerdings dabei gegen die Regel der humanen Kriegsführung unserer Gegend, als er seinen Kavalleriesäbel aus der Scheide zog. Wie die Jungfrau von Orleans stürzte er sich auf die Gegner. Mein Unteroffizier muß furchtbar ausgesehen haben, denn der Feind floh. Nur der Längste blieb stehen und schleuderte seine letzte Kartoffel gegen meinen scheinbar unverwundbaren Unteroffizier. Da aber war Hagge an ihn heran, warf den Säbel weg und begann den Nahkampf mit den Mitteln, die eben nur wieder Frauen zur Verfügung stehen. Unteroffizier Hagge spitzte das Mäulchen zwei, dreimal, wer weiß wie viel und schoß dem letzten Gegner dann kräftig frische Spucke ins Gesicht. Der angeschossene schrie nur noch: „Das sage ich meiner Mutter!", dann lag das Schlachtfeld öder und verlassen da.

Wie gesagt: Seit jener Zeit habe ich viel zu kämpfen gehabt um meine Autorität Unteroffizier Hagge gegenüber bewahren zu können. Als ich diesen guten Kameraden jüngst, wie ich schon erwähnte, traf, und ihn an jenen Vorfall erinnerte, meinte er: „Ja, auch heute noch spiele ich mit meinen Jungen um die Herbstzeit Soldat!" — Man sieht, mein „Unteroffizier" hat das kriegerische Blut von anno 1910 bewahrt.

da begann Unteroffizier Hagge mit Mitteln, die nur Frauen zur Verfügung stehen . . .

Aufnahmen: Scherz-Wauer

NSKK schult die HJ.

★

Von Albrecht Schäfer

Sonder-Aufnahmen für die „Reichs-Elternwarte" von Atlantic-Photo

„Wir sind der Zukunft Soldaten, wir sind die Träg künfti
jungen. Und sie meinen es wirklich so und tragen in si das W
anzutreten, um es zu verwalten und zu mehren. Uebers mende
künftigen Taten leicht sehen. Noch glauben sie, daß das Wollen
erfüllen zu können, die die Zukunft für sie birgt.

Darum hat sie der Staat, der in ihnen bewußt Gar
Schule genommen, um sie auszurichten auf die Idee, die diese
machen, diese Ideen zu verwirklichen und für sie unbe t ein
ist Schule, ist Vorbereitung, ist Ertüchtigung, ist Hartn hen f
gram, der ewig Gestrige, schaut diese Jugend an und sagt: Die
d e n !" und meint damit, daß man sie viel zu früh für voll sieht,
seiner Tage fehle.

Hat er recht? Ganz gewiß nicht. Er sieht nur die jun Ma
selbstbewußten Bekenntnisse, aber das, was da geschieht, er s
Er weiß nichts von jenen Heimabenden, an denen in streng hulm
lensausrichtung der Jungen erfolgt. Er weiß nichts davon, die d
sorgfältig ihre charakterliche Formung überwacht; er we nicht
des politischen Willens sind, sich einen Nachwuchs heranziehe und
tigen. Auch für die praktische Seite dieses Lebens.

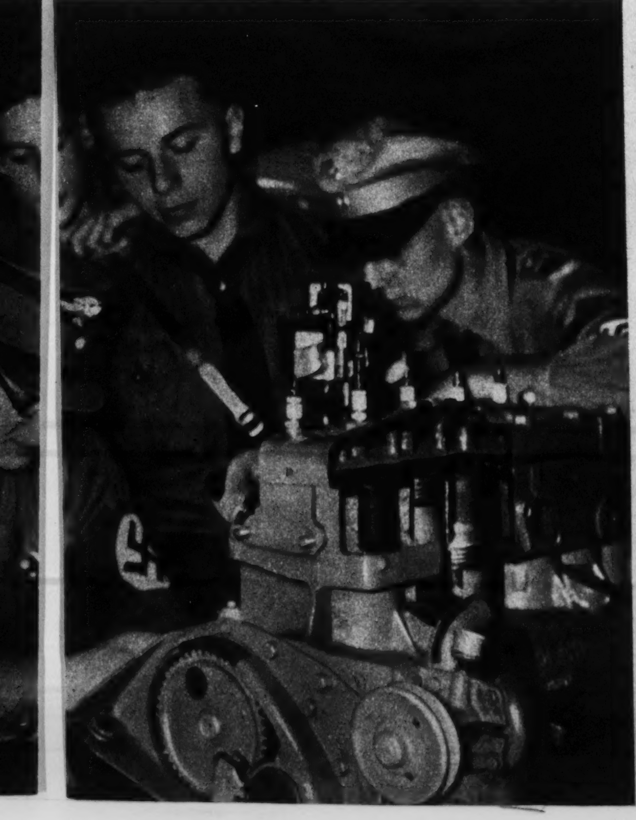
Die heute verantwortliche Generation weiß sehr wohl daß
zwar Voraussetzung, daß das Können und die Tat aber as e

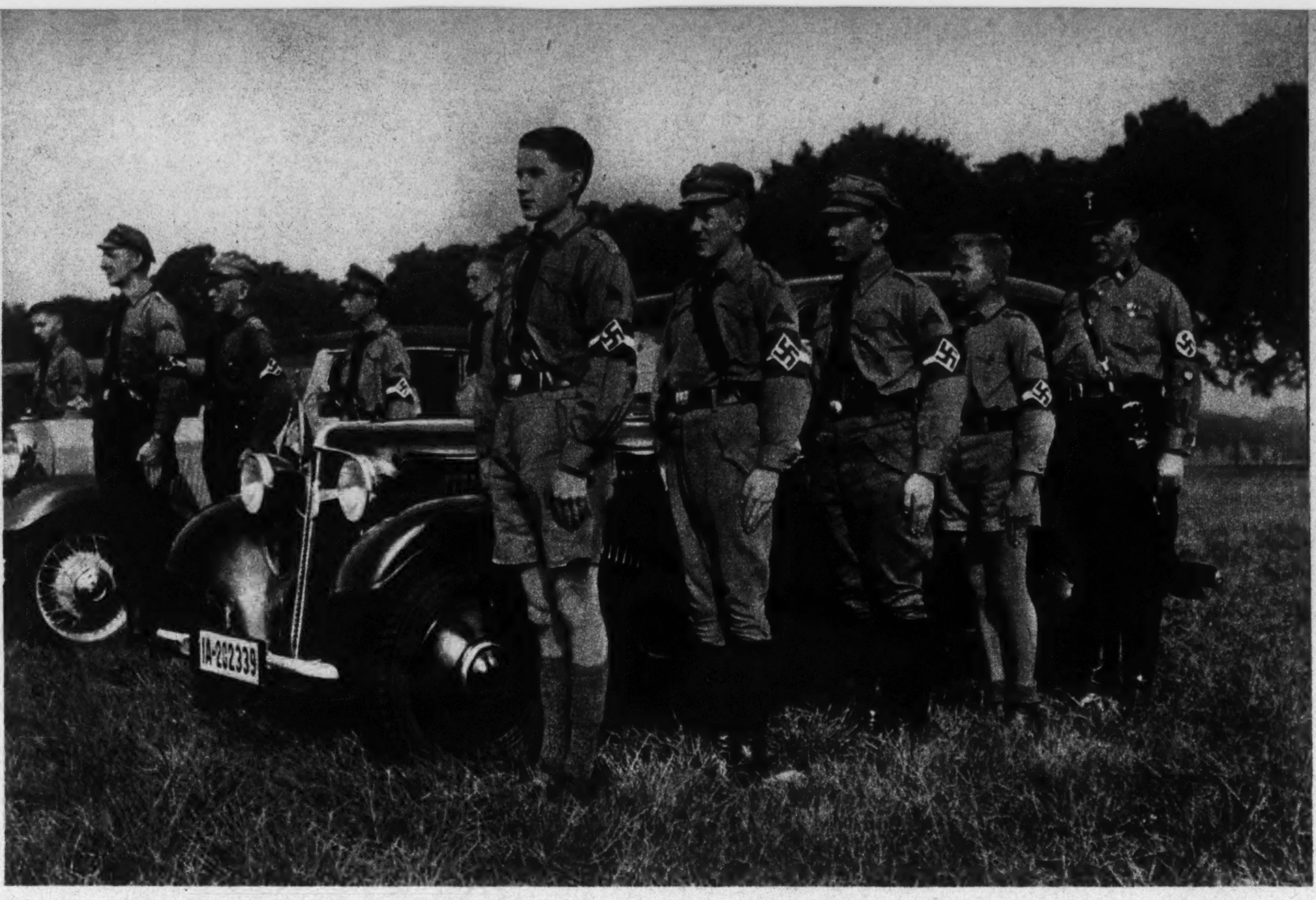
künftiger Taten!" singen sie, die Hitler-
das Wollen, einmal das Erbe der Väter
mender jugendlicher Wille läßt sie die
Wollen allein genügt, um die Aufgaben

Garanten seiner Zukunft sieht, in die
diesem Staate wohnt, und sie fähig zu
t einzustehen. Hitlerjugend: ihr Dasein
hen für den Staat. Der nörgelnde Gries-
Die will alles s e i n und nichts w e r-
sieht, und daß es ihr an der harten Zucht

Marschierer, er hört nur ihre lauten und
er sie nicht sieht, davon weiß er nichts.
hulmäßiger Gestaltung die politische Wil-
ie die Partei und ihre Gliederungen gar
nichts davon, wie die, die heute Träger
und ihn für das künftige Leben ertüch-

daß der gute Wille und die Begeisterung
as einzig Entscheidende sind, einmal Er-





kämpftes zu sichern. — „Bereit sein!" lautet deshalb die Parole, die schon dem Pimpf gegeben wurde. Bereit sein, den Alltag zu meistern, da anzupacken, wo es not tut, wo ein ganzer Kerl verlangt wird. Darum hat sich auch das NSKK, das nationalsozialistische Kraftfahrerkorps, nach einem Uebereinkommen zwischen der Reichsjugendführung und dem Führer des NSKK der HJ angenommen, um sich aus den in den Motor-Scharen zusammengefaßten Hitlerjungen in systematischer Ausbildung einen Nachwuchs zu erziehen, der einmal die Aufgaben erfüllt, an deren Lösung es selber heute arbeitet. Diese Schulungskurse erstrecken sich auf eine Dauer von zwei Jahren. Nach der Entlassung der Jungen aus der HJ bilden sie dann den Nachwuchs des NSKK.

Hei, wie die Jungen da bei der Sache sind! Dabei ist es nicht so, daß sie gleich am ersten Tage an das Steuer gesetzt werden, um in sausender Fahrt Kilometer zu bezwingen und Rekorde zu brechen. Kenntnis des Motors, Pflege des Wagens, Wissen um die Verkehrsvorschriften, das sind die ersten Themen, die in strengstem schulischem Unterricht den Jungen dargeboten werden. Da gibt es kein Darüber-hinweg-huschen, da gilt kein Scheinwissen, da werden Können und Kenntnisse verlangt. Und Weg und Landschaft werden erst auf der Karte bezwungen, und das Exerzierreglement wird erst bis ins Letzte durchgebimst, ehe — endlich einmal — gewissermaßen als Belohnung, die erste Fahrt in die Weite angetreten wird. Und der, der sich um der Sensation willen, und um sich später einmal vor seinen Kameraden mit seinen Autoerfahrungen brüsten zu können, in die Schulung des NSKK begab, wird gar bald bitter enttäuscht sein. Es sei denn, daß ihm hier in diesem harten Dienst erstmalig ein Ahnen davon aufging, was Pflicht und Verantwortung in Wirklichkeit bedeuten.

Das alles vollzieht sich zwar in soldatischer Form, dann und wann hört man auch wohl mal den rauhen Ton, wie er nun einmal auch zu den politischen Soldaten gehört. Immer aber ohne jene Schärfe und ohne jene alles besser wissende Bevormundung, wie sie früher so oft das Verhältnis zur Jugend getrübt hat, weil das erfahrene Alter vergaß, daß es nicht immer so erfahren war wie heute. „Kameradschaft" steht über diesen Ausbildungslehrgängen geschrieben, Kameradschaft, die die Jugend nicht fühlen läßt, daß die, die sich um ihre Ausbildung bemühen, gut und gern ihre Väter sein können. Kameradschaft, die auch die Jugend jene Schranke respektieren läßt, die zwischen ihr und dem Alter von Natur aus besteht.

„Wir sind der Zukunft Soldaten, wir sind die Träger künftiger Taten!" singt die Hitlerjugend. Die Partei und ihre Gliederungen sorgen dafür, daß sie es wahrhaft sein können und daß der Staat in seiner Jugend eine ewige Erneuerung erfährt; die Erneuerung im Geiste der großen nationalsozialistischen Idee.

Es weint ein seltsam Lied sich durch
den Wald.
Ist's Vogel- oder Menschenton?
Ist es der Wind, der Äste geigt?
Der Nordwind hat sich aufgemacht.

Er fegte erst die Felder kahl,
dann ging er durch den Sommerwald
und trank der Blätter grünes Blut
und nahm die bunten Stimmen mit.

Nun deckt ein Schleier, grau und dicht,
das welke Antlitz der Natur,
daß niemand ihren Kummer sieht. –
Es weint sich durch den Wald
ein seltsam Lied.

Heinrich Lersch †

Aufnahme Agfa-Bildarchiv

Ja, das ist etwas anderes . . . .

Von Möller-Crivitz

„Nun bin ich es aber leid," polterte Bauer Ihde eines Tages los, als sein Vierzehnjähriger ihm schon wieder mit einer „verfänglichen Frage" — wie ihm dünkte — kam. „Jetzt werde ich einmal mit dem Lehrer reden und ihm meine Meinung deutlich sagen." Seine Frau suchte ihn zu beschwichtigen, aber Jochen Ihde war einer von den Sturköpfigen, die sich nicht so leicht zufrieden geben. „Rede nicht, Frau. Ich werde dem Lehrer einmal ganz entschieden sagen, daß er sich nicht in anderer Leute Familienangelegenheiten einzumischen hat."

Kopfschüttelnd sah die Frau ihrem Mann nach, der die Wohnung des Lehrers aufsuchte. Es waren nicht viele Schritte, die er zu gehen hatte, denn das Dorf war nur klein. Der Lehrer hatte den Bauern schon kommen sehen und war ihm entgegengegangen.

Als sie dann in der kleinen, gemütlichen Stube beieinandersaßen, steuerte Bauer Ihde, schon sichtlich ruhiger, auf sein Anliegen los. „Also, es geht mir nun langsam über die Hutschnur, wollte ich Ihnen sagen. Schon tagelang hängt mir mein Jünster in den Ohren, ich sollte ihm von meinen Vorderen erzählen, woran sie krank waren oder wie es sonst um ihre Gesundheit bestellt gewesen sei. Und heute morgen nun, da verlangt der Bengel doch, ich solle den Arzt aufsuchen, der meinen seligen Vater behandelt habe. Er müsse für die Schule wissen, woran der gestorben ist. Ich meine, der Alte hat sich ja zu seinen Zeiten gerne einen getrunken, aber ein Säufer ist er, weiß Gott, nicht gewesen. Woran er aber gestorben ist, hat der Doktor damals auch nicht bestimmen können. Wer kann das bei achtzig Jahren auch sagen? Es paßt mir aber nicht, daß unsere Familiengeschichten in der Schule durchgenommen werden. Ich meine, die Jungen sollen richtig lesen und schreiben und rechnen lernen, damit sie im Leben einmal ihren Mann stehen können. Aber aus unseren Privatangelegenheiten sollen sie herausbleiben."

Der Lehrer nickte vielsagend, dann meinte er: „Ich will Ihre Frage einmal mit ein paar Fragen beantworten, dann werden wir uns sogleich verstehen, Bauer Ihde: Mit dem Herdbuch wissen Sie doch Bescheid, nicht wahr? Und der rassische Wert des Gemeindebullen ist Ihnen doch auch keine Nebensache, nicht wahr?" Der Bauer sah den Lehrer groß an. „I, zum Tausend ja, das ist mir durchaus nicht einerlei, denn das sollte wohl eine schöne Wirtschaft geben, wenn kein guter Bulle im Dorfe wäre." — „Richtig," gab der Lehrer zu, „ich habe mir aber doch schon darüber Gedanken gemacht, warum Sie dem Landwirt Schwenner in Sandkrug seine Aufzuchtmethoden in der Schweinezucht nicht gelten lassen wollen." Da fuhr der Bauer auf. „Na, hören Sie mal, Nachbar, wenn Sie sich darüber noch Gedanken machen, dann haben Sie von der Viehzucht nicht viel Ahnung." Und dann begann der Bauer ein Bild und Urteil über die erbbiologischen Gesetze zu entwerfen, daß der Lehrer überrascht aufsah. Das war kein angelerntes Wissen, was da in einfachen Sätzen vor ihm ausgesprochen wurde, das war gründige Erfahrung und klarer Wirklichkeitssinn. Ja, hierin wußte Bauer Ihde ein gewichtiges Wort mitzusprechen, hier wußte er jeden Einwand sofort zu widerlegen. Nur über eines wußte er nichts oder doch nur sehr wenig: über seine eigene Art.

„Ich will einmal etwas anderes fragen," meinte der Lehrer dann: „Nehmen wir einmal an, Ihr Junge würde Ihnen später einmal ein Mädchen ins Haus bringen wollen, das aus einer Familie kommt, wo die Väter und Vorväter schon notorische Säufer waren. Würden Sie dazu Ihre Zustimmung geben? — „Kommt garnicht in Frage, denn das gäbe keine gute Art," erwiderte der Bauer ohne Nachdenken. „Sehr richtig," bestätigte der Lehrer, „das gäbe wirklich keine gute Art. Wir wissen ähnliches von der Aufzucht von Tieren und Pflanzen her. Wissen die Kinder das aber? Hat uns das jemand früher gesagt; erst das Leben hat es uns gelehrt, und manchem ist es dann eine sehr bittere Erkenntnis geworden, wenn er seine Nachkommen ansah. Davor wollen wir unsere Jugend bewahren, die soll heute schon verstehen und begreifen lernen, daß ein gesunder Geist nur in einem gesunden Körper wohnen kann. Und darum, Nachbar Ihde, haben wir im nationalsozialistischen Staate neue Lernfächer eingeführt: Rassenkunde, Erblehre, Erbgesundheitslehre, Bevölkerungslehre und — Turnen. Ja, auch Turnen! Viele von euch meinen leider immer noch, das sei überflüssig, dabei ist die Körperschulung wichtiger als das Anhäufen von Wissen um tote Dinge. Wenn wir aber Rassenkunde betreiben wollen, dann müssen wir zuerst einmal wissen, wie es um unsere eigene Rasse bestellt ist. So haben wir in der Erbgesundheitslehre in der Schule Ahnentafeln angelegt, worin wir alles vermerken, was wir über unsere Vorderen wissen, genau so, wie Sie es bei einem wertvollen Tier auch tun. Aus den Unterlassungen unserer Väter aber können wir lernen, wie wir begangene Fehler wieder gutmachen können. Zugleich aber schärfen wir den Instinkt für das Rechte und Artgemäße. Und wenn Ihr Junge nun wissen will, woran sein Großvater gestorben ist, so ist das keine „Schnüffelei in anderer Leute Familien", sondern das Suchen nach Vergleichen und Anzeichen. Haben wir die Augen der Kinder für das ursprünglich Gesunde aber wieder geweckt, dann brauchen wir keine Sorge zu haben, daß sie sich an einen Menschen verlieren, der die Anzeichen eines Erbgeschädigten an der Stirn trägt. Meinen Sie nicht auch?"

Da dachte Bauer Ihde eine Weile nach, dann gab er dem Lehrer die Hand. „Sie haben Recht, lehren Sie unsere Jugend, daß sie sich der Verantwortung ihren Nachkommen gegenüber bewußt wird!"

Lachen und Lächeln

Von Herybert Menzel

Glückliches Lachen schenkten uns die Götter, Lächeln müssen wir durch Schmerzen erst erkaufen.

*

Darum ist Lächeln so kostbar; hüte dich, es zu verletzen.

*

Damals, als du zum ersten Male vor Glück weintest, wurde dein Lächeln geboren.

*

Meist sind lachende Frauen hübsch; Frauen, die wahrhaft lächeln, sind immer schön.

*

Lachende Frauen sollen sich mit Blüten schmücken, Frauen, die Lächeln lernten, mit edler Perlenkette.

*

Lachende Menschen meinen meist nur sich, lächelnde meist den andern.

*

Wahres Lächeln ist zart, immer muß Liebe es durchscheinen.

Ein Tanzspiel für kleine Mädchen

Von Erwin Jäkel

Zeichnung von Werner Allonge

Wie bei den bekannten Singspielen, in denen abwechselnd die eine, dann die gegenüberstehende Reihe sich handelnd bewegen, wollen wir uns in dem kleinen Tanzspiel tummeln. Schrittformen sind die Hauptbewegungen. Der Inhalt ist folgender: Die Großen fordern die Kleinen zum Tanzen auf. Wenn das Spiel öffentlich oder im größeren Kreise aufgeführt werden soll, fertigen wir uns dazu ein Papierröckchen, das wir aus starkem, bunten Packpapier wie eine Zieharmonika falten. Oben ziehen wir einen Faden durch zum Festbinden. Das Röckchen tragen wir auf dem Turnanzug. An die Brust heften wir — vom gleichen Papier gefalten — eine Schleife. — Und nun versucht's einmal!

Nun stellen wir uns auf: Zwei Reihen stehen sich gegenüber mit gleichviel Mädchen. Die Großen beginnen, die Kleinen antworten.

1

Schwesterchen, geschwind zu mir,
beide Hände reich ich dir.

Hopsen mit Knieheben vorwärts.
Bei der Wiederholung rückwärts.

2

Nein, wir kommen nicht geschwind —
draußen weht der kalte Wind.

Seitbeugen links und rechts.

3

Seht, wir können tanzen —
am Kleide schwingen Fransen.

Mit geschlossenen Füßen Hüpfen am Ort mit Drehungen.

4

Ach tanzen — turnen wollen wir,
beugen, strecken uns wie ihr.

Kniebeugen und Strecken.

Hopp, hopp, hopp —
seht — das ist Galopp.

Schrittwechselhüpfen vorwärts.
Bei der Wiederholung rückwärts.

5

Galoppieren können wir,
Arme schwingen so wie ihr.

Die Kleinen hüpfen wie die Großen.

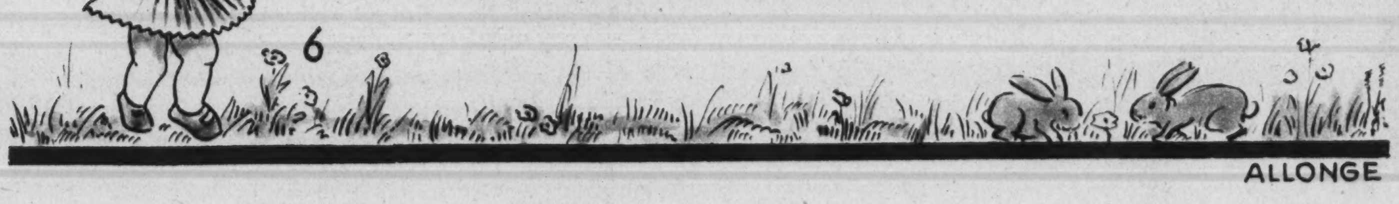
Schwesterchen, komm flink zu mir — schnell ein Tänzlein tanzen wir —

Beide Reihen hopsen zueinander und treffen sich in der Mitte. —

hüpfen hin — hüpfen her — einmal rum, das ist nicht schwer.

Gesicht gegen Gesicht, an beiden Händen gefaßt, Galopphüpfen seitwärts links und rechts, im Rad Schrittwechselhüpfen.

6



Strandsand

Also dieses, was ich jetzt erzählen werde, soll sich — so wird mir berichtet — im Jahre 1932 zugetragen haben: Da gab es in der Domstadt Köln zwei Freunde, die hießen Tünnes und Pitter. So alltäglich sie hießen, so alltäglich war auch ihr Schicksal bislang gewesen. Denn, als sie die Schule verlassen hatten, fanden sie weder einen Lehrmeister noch irgend eine Arbeitsstelle. — So mußten auch sie sich einreihen in die Front der vielen Millionen ihrer Zeit, die zum Heer der Wohlfahrtsempfänger gehörten. Jahre gingen darüber hin. Aus den Jünglingen wurden Männer, aber Arbeit und Verdienst fanden sie nicht. Doch sie ließen den Kopf nicht hängen, die beiden, sie planten und berieten und waren immer von der Hoffnung erfüllt, daß sich ihr Schicksal eines Tages wenden müsse, daß sie Arbeit finden, Arbeit, die ihrem scheinbar sinnlosen Leben einen Inhalt geben würde. Und dann, wenn es erst soweit wäre, wollten sie. . . . Aber das waren Träume, was sie dachten; jeder neue Tag bewies es ihnen aufs Neue, wie sehr das Träume waren.

Eines Tages aber — es war im Spätsommer 1932 — kam das Glück so unerwartet zu ihnen, daß es dem Tünnes zuerst den Atem verschlug. Seine Tante war gestorben. Das war an sich ein Trauerfall, aber für Tünnes bedeutete es die große Lebenskurve, denn die Tante hinterließ ihm nahezu tausend Mark. Als er sich von diesem freudigen Schrecken einigermaßen erholt hatte, eilte er zu seinem Freunde Pitter, um ihm zu sagen, daß nun einer ihrer vielen Träume Wirklichkeit werden könne. Ein Handwerk hatten sie beide ja leider nicht erlernt, darum entschlossen sie sich für ein Handelsgeschäft. Da Pitter der redegewandte von beiden war, sollte er den Außendienst übernehmen, Tünnes dagegen würde den Laden und das Büro betreuen. Soweit waren sie sich völlig einig. Die Schwierigkeit ergab sich erst, als sie auf den Gegenstand ihres Handelsunternehmens zu sprechen kamen. Denn da stellte es sich heraus, daß ihr Kapital nicht einmal reichte, um einen kleinen Höckerladen aufzumachen. Das war für beide eine herbe Enttäuschung. Besonders für Tünnes, der sich im Geiste schon als wohlhabender Kaufmann und geachteter Bürger der Heimatstadt sah.

Er war nahe daran, diese ganze Erbschaft zu verwünschen, als sein Freund Pitter — wie er sagte — auf einen glänzenden Einfall kam. „Paß op", meinte er, „ich hann en Idee. Mer werde uns eine kleine Laden mit jeräumige Keller miete. Dann kaufe mer uns drei Wajong Strandsand. Aber nitt so ne jewöhnliche Rhingsand, sondern extra prima feiner weißer Strandsand von de richtige See. Und den verkaufe wir für „jarantiert weißer Streusand". Sach ens, is datt nich en feine Idee? Watt meinst du, watt mir daran verdiene könne?" Bei diesem Vorschlag sah Tünnes seinen Freund einen Augenblick traurig an, denn ihm wollte es so scheinen, als hätten die jahrelangen Enttäuschungen dem Verstande Pitters Schaden zugefügt. Als der aber ernstlich an seinen Einfall glaubte, sagte er unwirrsch: „Du bis jeck!"

Weil es nun aber ausgemacht war, daß Pitter den Außendienst des Geschäftes übernehmen sollte (weil er mit dem Munde besser fertig wurde als Tünnes), so mußte es auch hier so kommen, wie Pitter es erwartet hatte: sie mieteten in einer Nebenstraße einen kleinen Laden, dazu einen großen Lagerraum und kauften drei Waggon Strandsand. Als dies alles geschehen war, gaben sie in den drei größten Zeitungen Inserate auf, worin sie die Vortrefflichkeit ihres Strandsandes in wohlgesetzten Worten anzupreisen wußten. Und dann standen sie beide in ihrem Laden — doch es kam kein Kunde. Tünnes hatte es auch nicht anders erwartet, aber Pitter überredete ihn, nun noch Plakatanschläge zu wagen. Auch das geschah; wieder ohne Erfolg. — Das heißt, doch!

Nach einigen Tagen — unsere beiden Freunde waren schier am Verzweifeln — erschien eine alte Frau mit einem kleinen Eimer. Sie hatte den Anschlag gelesen: „Ein Mensch mit Verstand, streut Dielen nur mit Sand". Und da sie aus ihrer alten Zeit an dieser Gewohnheit festhielt, fand sie den Laden von Pitter und Tünnes. Kaum hatte sie den Wunsch geäußert — Tünnes wollte eifrig in das Lager stürzen —, da kam dem Pitter ein neuer, diesmal geradezu genialer Einfall. Er fiel dem Tünnes in den Arm, entrang ihm den Eimer und fragte die Alte mit unschuldigster Miene: „Sand wollen Sie habe? Von der echte weiße Strandsand, jarantiert Norderney?" Die Frau nickte. Da erwiderte Pitter mit bedauernder Stimme: „Tut mich sehr leid, aber ne janze Eimer kann ich Ihnen nitt mehr jebe. Sie müsse nämlich wisse, datt de Strandsand knapp jeworde is, sehr knapp sogar. Aber weil Sie et sinn, will ich Ihnen noch ene halbe Eimer voll jebe. Und dann jeder dritte Tag höchstens ne halbe Eimer." Die Alte wiegte den weißen Kopf, war aber dankbar, doch wenigstens noch einen halben Eimer dieses kostbaren Sandes zu bekommen.

Als sie gegangen war, konnte Tünnes nur eine Bewegung mit dem Finger auf die Stirn machen. Pitter aber lachte verschmitzt. „Paß op!", sagte er nur.

Und er sollte recht behalten. Es dauerte nicht lange, da kamen die Kunden, erst einer, dann immer mehr und mehr. Sie alle aber bekamen nur einen halben Eimer voll, und immer wieder beteuerte Pitter, daß der Strandsand knapp, sehr knapp geworden sei. Am nächsten Morgen stand eine lange Schlange von Wartenden an der Tür, ein Schutzmann mußte den Verkehr regeln. Plötzlich war das Bedürfnis geweckt worden, plötzlich konnte keine der Wartenden mehr ohne Strandsand auskommen. Und die beiden Freunde machten ein gutes Geschäft. —

Und während ich diese mir als verbürgte Wahrheit mitgeteilte Begebenheit niederschreibe, ist es mir irgendwie, als könnte sich dieser Scherz erst gestern zugetragen haben. Wobei es sich ja nicht gerade um Strandsand handeln muß.

Wilhelm Möller.

Die Frühstücksbutterbrote

Von Georg W. Piset

Aufnahme Atlantic-Photo

Ein wilder Bub ist der Horst — so einer, dem alle Bravheit abgeht, weil er mit seinen beiden Fäusten gar energisch auf die Welt losfährt. Wozu sind schon die Fäuste gewachsen?! Schon längst nicht dazu, um sie zu Hause brav in Watte zu legen oder folgsam an Mutters Schürzenzipfel zu hängen. Horst erobert sich schon täglich seine kleine Welt mit den geballten Knorren. Er ist ein Luftikus, dem der Wind durch Haar und Backen pfeift, an dem nichts hängen bleibt: keine Kränkung und Ehrenrührigkeit. Niemanden bleibt er einen Hieb schuldig. Er ist für glatte Rechnung, und wenn er darüber Mittagessen und Frühstücksbrot vergißt.

Das mag aller Jungen Beifall finden — nur nicht Mutters Anerkennung. Sie hat viel dawider, daß ihr Horst wie ein Wüterich durch die Welt läuft und Beulen und Prügel austeilt und einsteckt und dabei Frühstücksbrot und Mittag übersieht. Mal bringt er ein halbes Butterbrot heim; ein andermal ein paar Krümel und tags darauf das ganze Frühstücksbrot.

„Hatt' keinen Hunger," entschuldigt er sich dann.

„So so," meint die Mutter, „keinen Hunger!" Und sie beschaut sich verängstigt die dünnen Backen des Jungen. „Aus dir wird nichts, wenn du nichts ißt . . .," sorgt sich die Mutter ernsthaft.

Horst schlägt's in den Wind. „Der dicke Schlächterssohn hat jeden Tag ein paar sooo dicke Wurstbrote mit. Und Mittags kriegt er noch eine ganze Flasche heißen Kakao. Und der ist schlapp. Ach, du meine Güte!" frohlockt Horst.

Mutter ist kein Junge. Mutter liebt es, wenn ein Bub brav ist. Insgeheim aber ist sie doch zufrieden, daß Horst mit der Welt fertig wird und sich keine Uebelkeit anschmieren läßt. Nicht greint über jede Beule und alle Rechnungen ausgleicht. Das hat Mutter schon gern, wenn sie es auch nicht eingesteht. Stolz ist sie doch darüber, wenn alles gut abgeht. Das weiß Horst. Darum zählt er ihr auch alle Beulen vor, die er austeilt. Nur die seinen versteckt er gut vor der Mutter, wenn sie nicht grad aus dem Gesicht schauen und die Mutter anblicken wie Veilchenknospen.

„Wenn es nur mit dem Essen anders wär'," klagt Mutter. Und sie sinnt auf eine Abhilfe. Wieder bringt der Bub sein Frühstück heim. Mutter schilt heftig. Kein Bub liebt solch Ungewitter. Lieber schon ein paar kräftige Klatschen auf die Hose. Kurz und bündig und ohne Musik dazu. Das ist schnell vorbei. Aber das Schelten kommt zu keinem Ende.

Heute schilt Mutter während des ganzen Mittagessens hindurch, und zum Abendbrot klopft auch noch der Vater mit der Faust auf den Tisch. Da schweigt der Bub. Er weiß, daß es ernst ist.

Fortan bringt er kein Krümchen Brot mehr nach Hause. Selbst das Papier fehlt. Solch ein Appetit ist in ihm auf einmal erwacht. Der Mutter ist es nicht recht geheuer. Und sie beschließt, den Buben zu prüfen. Am nächsten Mittag steht sie in der Nähe des Schultors und folgt ihm auf dem Heimweg. Erst erlebt sie noch eine Tollerei. Dann schert sich jeder seines Wegs. Nun ist der Junge allein. Er marschiert noch ein paar Schritte, dann bleibt er stehen, holt einen Rest Brot aus der Tasche und schiebt ihn rasch durch das Gesims eines Kellers. So also steht es mit seinem Appetit! Nun hatte Mutter sogleich einen Plan bereit. Mit sorgsam gefülltem Frühstückspaket marschierte Horst am nächsten Morgen zur Schule. „Iß dein Brot auf!" ermahnte ihn die Mutter wie an jedem Tage. Der Bub nickte dazu, wie er's immer tut.

Nun geschah es heute, daß sich der Unterricht über den Mittag hinauszog, weil der Gesanglehrer noch eine Extraprobe für ein Schülerkonzert hintenangesetzt hatte. Und da Singen immer schon der schönste Teil des Unterrichts ist, zog niemand seine Nase kraus über diesen unverdienten Nacharrest. Nur, als die letzte Pause heran war, trommelten die Magen ein groß Geschrei und alle Frühstückstaschen wurden ausgetupft nach Brosamen. Da entsann sich auch Horst seines Frühstücks. Voller Appetit griff er nach seiner Frühstückstasche, faltete das Papier auseinander und erschrak heftig. Das war nun eine seltsame Wirrnis in seiner Tasche. Statt der sonst säuberlich eingepackten Stullen und versteckten Obstüberraschungen lugen da einige Holzbrettchen und Koksstückchen aus dem Fettpapier. Nichts Eßbares kam zum Vorschein, so eifrig Horst auch in der Tasche kramte. Verlegen schob er alles wieder in die Tasche zurück. Da biß ihn der Magen gar heftig in dieser Stunde und rumorte wie ein leibhaftig gewordener Bösewicht. Das war eine gute Strafe für einen, der sein Brot fortwirft. Hungrig wie ein Bär stürmte er heute nach Haus — ein bißchen ängstlich wegen des erwarteten Gewitters. Aber eitel Sonnenschein leuchtete von Mutters Gesicht.

„Nun, hast du dein Brot gegessen?" fragte sie wie alltäglich.

Horst schwieg und senkte den Kopf.

„Hat's geschmeckt?" ermunterte ihn Mutter in heiterster Laune.

Er getraute sich nicht aufzublicken. Endlich druckste er zaghaft heraus: „Ich werd's nicht mehr wegschmeißen, Mutter."

„Ich will's nicht hoffen. Wo soviel Not in der Welt ist, ist es auch ein Verbrechen. Und das größte dazu!"

Das saß dem Jungen besser auf den Hosen als sechs Striemen querüber. Er hatte nur einmal Hunger gehabt.

Die deutsche Puppe

Ein Gespräch mit Margarete Drieschner

Von Eva Schramm

3 Aufnahmen: M. Drieschner

Meine Begegnung mit der Schöpferin und Herstellerin der „deutschen Puppe", Frau Margarete Drieschner, war kurz: sie dauerte nur die Fahrt im Personenzug Breslau—Liegnitz. Aber in dieser Stunde habe ich eine Frau kennengelernt, die nicht nur wahrhaft mütterlich, voll warmer Herzensgüte ist, sondern auch eine Künstlerin, die sich tapfer durch alle Schwierigkeiten kämpfte, bis das Wunschziel erreicht war: den deutschen Kindern die deutsche Puppe zu schenken.

Nein, ihr Lebensweg bis zur „Werkstätte Margarete Drieschner" in Parchwitz (Schlesien) verlief durchaus nicht schnurgerade. Und das war gut so, wie die Künstlerin selber meint. Denn auf jeder „Station" ihres Lebens hat sie dazugelernt: ganz jung noch als Helferin in der väterlichen Arztpraxis während der Kriegsjahre, später beim Erlernen und Ausüben landwirtschaftlicher Arbeit, und schließlich beim Mitzupacken im Beruf ihres Mannes. Trotzdem fand sie noch Zeit und Mut, 1930 die Gesellen- und Meisterprüfung als Schneidermeisterin nachzuholen. Denn darüber war sie sich klar: das Kunstgewerbe, dem sie sich verschrieben hatte, war nur möglich auf der soliden Grundlage technischer Fertigkeit in allen Einzelheiten. —

Als begeisterte Nationalsozialistin wird sie Mitglied der NSDAP. im Mittsommer 1931. —

„Und nun möchten Sie wohl wissen, wie ich überhaupt zu meinen Puppen kam?!

Natürlich war auch ich als kleines Mädel eine begeisterte Puppenmutter. Meine Puppen waren mir auch nicht lebloses Spielzeug, sondern meine eigenen richtigen Kinder. Nur eines gefiel mir gar nicht: sie hatten alle so alte verständige Gesichter, wie die „Großen". Und dann konnte man sie auch nicht so recht nach Herzenslust liebhaben und bemuttern. Fiel mal das Püppchen auf die Erde —: gleich war das Köpfchen entzwei oder zumindest die Nase eingedrückt. Darum war ein „menschenähnliches" und unzerbrechliches Puppenkind meine ganze Sehnsucht.

Trotzdem spielte ich mit meinen Puppen noch als junges Mädchen, und ich habe sie sogar mit in meine Ehe genommen. Bis dann ein eigenes wirkliches „Menschenbaby" da war und meine Puppen ersetzte. Als meine Inge nun groß genug war, schenkte ich ihr meine eigenen Puppen und glaubte, ihr keine größere Freude als damit bereiten zu können. Aber sie hatte fast gar keine Freude an ihnen. „Ach, Mutti, die sind so hart und kalt, und ich möchte doch so gerne eine mollige Puppe!" Ihr struppiger, alter Teddybär war ihr lieber, dabei hatte er nur noch ein Auge. „Aber er hat doch so ein süßes Gesicht'l" verteidigte sie ihn immer.

Das gab mir zu denken. Das Kind lehnte unbewußt die starren Maskengesichter der Puppen ab und fühlte sich zu dem strubbligen, kleinen Ungeheuer hingezogen, weil es trotz seiner Erbarmungswürdigkeit — oder gerade deshalb? — etwas Menschliches an sich hatte."

„Haben Sie nun selber Ihrer Inge ein Püppchen gearbeitet, Frau Drieschner?"

„Nicht sofort. Erst habe ich einmal ein regelrechtes „Puppenstudium" betrieben. Und da fand ich bald, daß fast alle Puppen von gedankenlosen Massenherstellern beinahe nur für das Auge des erwachsenen Käufers geschaffen wurden, ohne Rücksicht auf das kindliche Empfinden. Wirkliche Künstlerpuppen aber kosteten 30 RM. und mehr, und die waren obendrein auch nicht gänzlich ohne Mängel. — Aber meine Inge sollte doch das heißbegehrte „mollige" Püppchen haben. Also blieb mir nichts anderes übrig, als zu versuchen, selber so etwas zu gestalten.

Am einfachsten war noch, ein weiches Puppenkörperchen herzustellen. Den Kopf zu gestalten war das Schwierige. Da er doch unzerbrechlich sein sollte, durfte er keine hohle, gepreßte Maske sein, sondern mußte auf fester Grundlage modelliert werden. Mit Oelfarbe sollte er auch nicht bemalt sein, denn die platzt leicht ab, besonders, wenn die Puppe einmal herunterfällt. Also blieb kein anderer Weg, als Augen und Mund in die modellierten Gesichtsformen fest einzusticken."

„Fehlten nur noch die Haare?"

„Ja, und zwar mußten die frisierbar sein, denn Zöpfchen flechten und aufstecken machte meiner Inge den größten Spaß. Darum habe ich den Kopf mit ganz feiner Wolle bestickt. So eine „Perrücke" kann nicht so leicht zerzupft werden und sieht immer ordentlich aus.

Endlich war es so weit: der Peter, meine erste handgearbeitete Puppe, war fertig, und hat sich auch gleich Inges Herz erobert. Diese Puppe war wirklich mollig, und Inge war glücklich. Ich fand das Püppchen noch etwas primitiv. Aber nun hatte ich erst richtig Lust bekommen und arbeitete noch eine Puppe, die schon wesentlich besser ausfiel. Natürlich folgten gleich zwei, drei Puppen hinterdrein, und die fünfte war schon so manierlich, daß ich sie zum Musterschutz benutzen konnte."

Am Schulhof

Aufnahme Atlantic-Photo

Von Ludwig Nies

Noch ist der Morgen still für sich allein,
da hallt vom Schulhaus her der Kinderchor. –
Er grüßt die Linden an des Hofes Tor
und lädt uns frohlaut zum Verweilen ein. –

Jetzt schallt ein Glockenton im großen Haus
und geht ein Auferstehen durch den Saal
als sehnten alle sich mit einemmal
zu Spiel und Sonne auf den Platz hinaus.

Dann brandet Jubellärm und Freudenschrei
von hohen Häuserwänden rings zurück.
Die jungen Kehlen jauchzen auf vor Glück,
bis neu die Glocke schrillt. Nun ist's vorbei. – –

Noch flattert da und dort ein helles Kleid,
ein Türenschlagen noch, ein letztes Wort. –
Und wieder liegt der Hof verlassen dort,
wo wir auch jauchzten einst in goldner Zeit.

„Machen Sie noch immer jede Puppe selbst, und verkaufen Sie sie auch selber?"

„Ja, denn ich will doch eben nicht Massenfabrikat herstellen, sondern künstlerische Handarbeit. Natürlich wollten einige Kaufhäuser den Alleinverkauf bekommen, und — wie es damals üblich war — den Herstellerpreis drücken, um dafür den Verkaufspreis hochzuschrauben. Mein Ziel jedoch war eine vollwertige Künstlerpuppe, die möglichst jeder erschwingen kann. Dadurch, daß nur ich selbst meine Puppen verkaufe, kann ich sie zum Herstellerpreis direkt und ohne Zwischenhandel abgeben. Ich lasse mir meistens das Alter und die Wesensart der Kinder mitteilen; manchmal erhalte ich auch Fotos, und danach arbeite ich die Kinder der kleinen Puppenmütter."

„Nimmt das nicht sehr viel Zeit in Anspruch, so eine Puppe von Kopf bis Fuß selbst herzustellen?"

„Zeit und Geduld. Ich selbst modelliere jeden Kopf, schneide alles zu, und suche für jedes Gesichtchen die passende Kleidung aus. Nur die kleinen Nebenarbeiten und die Nähereien überlasse ich Näherinnen, die ich eigens dazu angelernt habe. Jedes Püppchen, das meine Werkstatt verläßt, trägt dafür auch das Zeichen meiner Zugehörigkeit zur Reichskammer der bildenden Künste."

„Ihre Puppen sind, soviel ich weiß, alle blond und blauäugig. Nehmen Sie nie dunkles Haar zu dunklen Augen?"

„Nein. Die feine Seidenwolle, aus denen die Frisuren gestickt sind, ist in ihrer hellen Farbe sowohl als Gegensatz zu den blauen Augen als auch in ihren schimmernden Lichtreflexen am schönsten. Dunkle Wolle wirkt etwas unnatürlich, und außerdem sollen unsere blonden Kleinen auch blonde Püppchen haben."

„Wie steht es mit der Kleidung, die Sie für ihre Puppen wählen? Haben Sie dafür mehrere Modelle?"

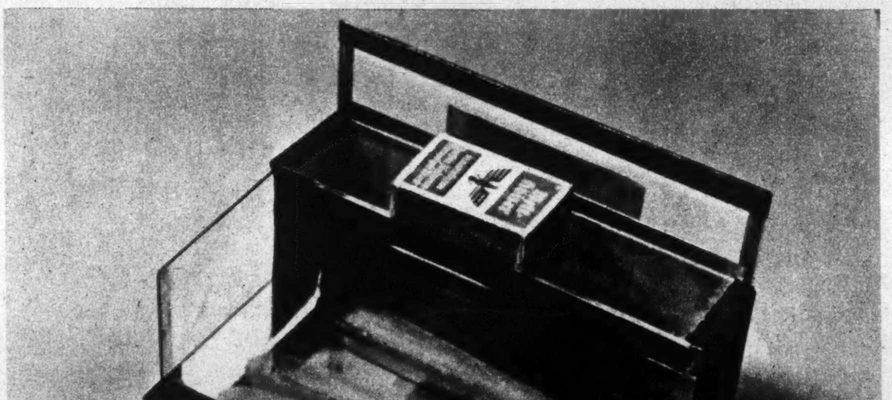
„Ein neues Modell habe ich erst kürzlich ausgedacht. Es besteht aus einem Trägerrock, unter das ein Mullblüschen gezogen wird, einem Mieder mit hellen Holzknöpfen und einem Häubchen in den gleichen Farben wie der Trägerrock, blau mit orange. Diese Tracht mit ihren kräftigen Farben paßt gut zu meinen blonden und blauäugigen Puppen." —

Kinder wollen schenken

*

Aber was?

*Vorschläge
und Aufnahmen
von Ursula Scherz*



Auf jeden Fall keine Geschenke, die lügen. Vielleicht kommt Ihnen dieser Ausspruch etwas übertrieben vor, aber denken Sie selbst einmal nach, dann werden Sie mir recht geben. In jedem Jahr verlangen die Kinder von den Eltern Hilfe bei den Weihnachtsarbeiten. Erstens wissen sie nie recht, was sie machen sollen, und wenn dieses schwierige Problem mit Vaters und Mutters Hilfe gelöst ist, dann müssen Vater und Mutter auch noch bei der Anfertigung der Geschenke helfen. Zu Weihnachten aber schenken dann die Kinder Vater, Mutter, den Großeltern, Tanten und Geschwistern *selbstgemachte* Weihnachtsgeschenke. Sie werden von allen dafür sehr gelobt, sind äußerst stolz. Die ganze Familie hat vergessen, daß ja eigentlich Vater das Schlüsselbrett anfertigte und Mutter das Kissen stickte. Man soll Kinder nicht daran gewöhnen, Lorbeeren für nicht begangene Taten in Empfang zu nehmen. Darum müssen die Kindergeschenke so sein, daß sie sie auch selbst anfertigen können. Sehr viel Erfolg hatte ich mit folgender Methode. Ab September regte ich die Kinder an, sich in ein kleines Heft alles einzutragen, was sie bei ihren Familienangehörigen für Wünsche feststellen konnten. Oder sie beobachteten, was dem einen oder andern fehlte. Kam dann die Geschenkezeit heran, so wurde gemeinsam beratschlagt, was man wohl alles für Geschenke aus diesen Aufzeichnungen aufstellen könnte. Nun entstand eine richtige Liste der brauchbaren Geschenke mit kurzen Aufzeichnungen dahinter, wie diese Geschenke anzufertigen seien. Nur das Geschenk für Mutter und für Vater kann nicht mit beiden besprochen

werden. Mir erschien es immer am praktischsten, die Kinder auf recht einfache nützliche Dinge hinzuweisen, die der Beschenkte auch wirklich brauchen kann. Ich lasse hier eine Reihe von Geschenkvorschlägen folgen, die alle schon mit Kindern ausprobiert wurden:

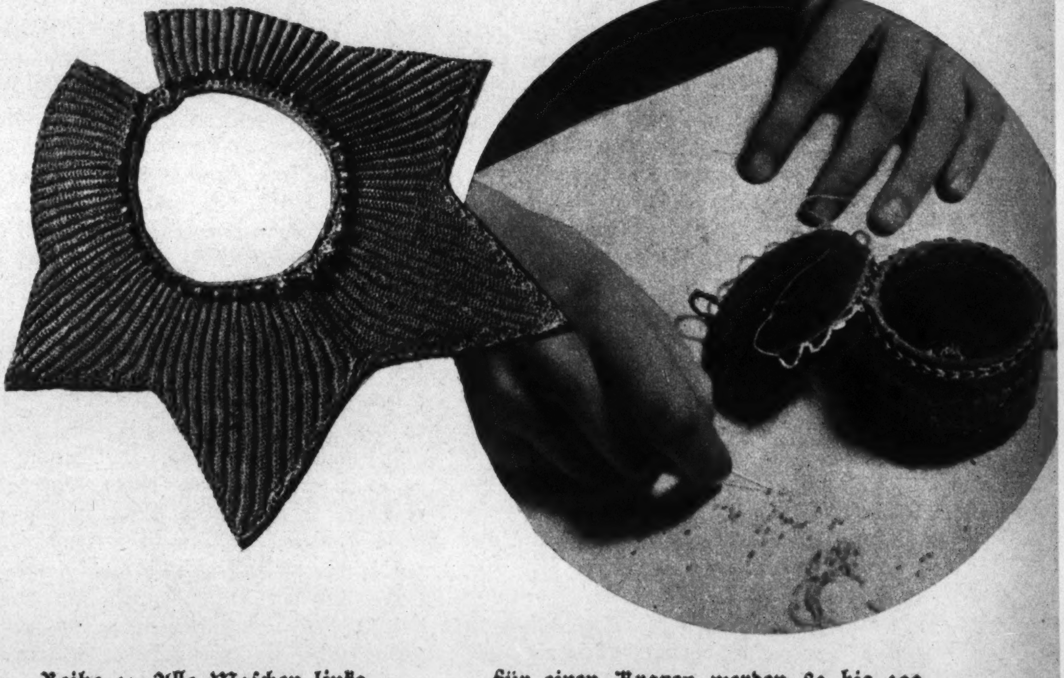
1. Sehr geliebt sind für Vater die Glaskästen für sein Rauchzeug. Man sammelt Glasabfälle und alte Fotoplatten, säubert sie gut und schneidet dann die einzelnen Kästenseiten zu. Mit einem Diamanten schneidet man entweder selbst das Glas oder bittet einen Glaser, daß er es einem zuschneidet. Die einzelnen Glasseiten setzt man dann mit Kalikostreifen zusammen.

2. Eine hübsche Knopfschachtel für Vater (Kragenknöpfe) und Mutter, auch größere Geschwister, entsteht aus einer Papprolle. Solche Papprollen findet man in den Stopfgarnen und Häkelknäueln. Man muß eben schon bei Zeiten anfangen zu sammeln. Mit einem kleinen Seidenrest bezieht man diese Papprolle, nachdem man erst die Pappeinlage entfernt. Das Beziehen geschieht am besten mit einem glatten Streifen Stoff, der ungefähr in der Mitte außen der Papprolle zusammenstößt. Mit Nadel und Faden näht man beide Stoffränder aneinander, dann setzt man erst den Boden ein, indem man die Pappeinlage ebenfalls mit Stoff bezieht. So bezogen läßt sich der Boden leicht an den Stoffrand annähen. Als Außenbezug häkeln wir einen glatten Streifen in festen Maschen, der sich schön um die Schachtel herumspannt und nur zusammengenäht zu werden braucht. Als Deckel schneiden wir uns eine passende Pappscheibe, die ebenfalls bezogen und an die Schachtel genäht wird. Einen hübschen Abschluß bildet eine Perlenkante, die rings um den Deckel herumgenäht wird. Eine Perle und eine Oese bilden den Verschluß.

3. Aus den gleichen Papprollen fertigt man die beliebten Serviettenringe an. Man umwickelt diese Papprollen recht fest mit farbigen Bast und stickt das Monogramm des Betreffenden in einer andern Farbe auf.

All die hier aufgeführten Geschenke können von Mädels im Alter von 8—14 Jahren angefertigt werden. Die Serviettenringe sind für kleine, der Glaskasten für die größeren Mädel.

Zum Schluß bringe ich noch eine einfache Strickarbeit, die auch die Erwachsenen sehr gerne ausführen werden. Es handelt sich um die Anfertigung eines plissierten Strickkragens. Man verwendet dazu Leinengarn oder anderes dünnes Material. Auf Strumpfstricknadeln schlägt man 30 Maschen auf und strickt in hinundhergehenden Reihen. Es entstehen beim Stricken Rippen, für die man sechs Reihen stricken muß.

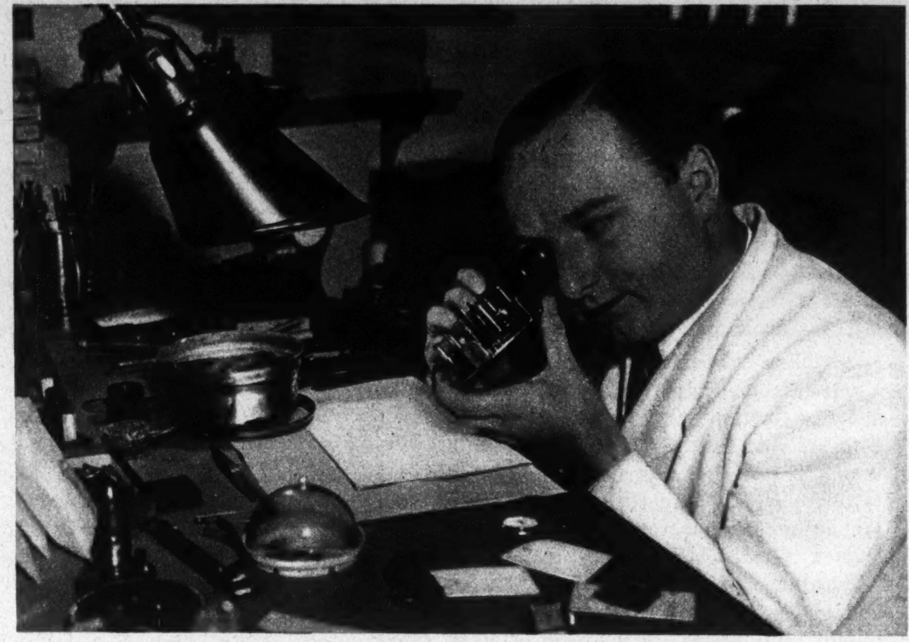


Reihe 1: Alle Maschen links.
Reihe 2: Alle Maschen rechts.
Reihe 3: Alle Maschen rechts bis zu den letzten 4 Maschen. Achtung! Stricktrick. Diese vier letzten Maschen werden nicht mitgestrickt, sie bleiben auf der Nadel und bilden das Bündchen. Man wendet also und strickt die Reihe ohne diese vier Maschen zurück.
Reihe 4: Alle Maschen links.
Reihe 5: Alle Maschen rechts bis zu den letzten 4 Maschen, hier wendet man und strickt
Reihe 6: rechts ohne die 4 Maschen, die noch auf der Nadel sind.

Hiermit ist eine Rippe beendet, die Musterreihen wiederholen sich immer. Für einen Kragen werden 80 bis 100 Rippen gebraucht. Wenn man nun diese 30 Maschen ohne zu- und abzunehmen immer weiterstrickt, erhält man einen glatten runden Kragen. Bei dem abgebildeten Modell ist der äußere Rand gezackt und zwar strickt man erst 16 Rippen ohne zu- oder abzunehmen und nimmt dann während der folgenden sieben Rippen je eine Masche zu und während der nächsten sechs je eine Masche wieder ab. Dann folgen sieben Rippen, bei denen man je zwei Maschen zunimmt, die dann in den darauffolgenden sechs genau so wieder abgenommen werden. Hier ist die Mitte des Kragens erreicht, man strickt die zweite Hälfte genau so daran. Der Kragen wird hinten mit einem kleinen Glasknopf und einer Oese geschlossen.

Was sollen unsere Kinder werden?

Der Uhrmacher



Aufnahme: Atlantic-Photo

Daß ein Junge seine erste Taschenuhr in einer stillen Stunde hingebungsvoll in ihre einzelnen Bestandteile zerlegt, deutet noch nicht den künftigen Uhrmacher in ihm an. Klarer und aussichtsreicher liegt der Fall, wenn der Junge abendelang an einer altersmüden Kuckucksuhr herumdoktert, wenn es ihm vielleicht gelingt herauszubekommen, wieso Mutters Nähmaschine auf einmal nicht mehr mit will, wenn er mit bedächtiger Aufmerksamkeit Barometer und Briefwaage auf Vaters Schreibtisch sich erklären läßt. Mit einem Satze: wenn der Junge ein richtiger Bastelfritze ist und gleichzeitig eine Schafsgeduld entwickelt, dann ist die Sache richtig. Das heißt, er wird dann auch in vielen andern Berufen seinen Mann stellen, aber er wird, wenn er den Beruf des Uhrmachers aus eigener Wahl ergreift, schwerlich darin Schiffbruch leiden. Temperamentvolle Draufgänger werden ihr Feuer sehr „verinnerlichen" müssen, um zu der ruhigen Hand, zu der Nervenruhe, zu dem unentwegt prüfenden Auge und dem bedächtigen Verstand zu kommen, der den rechten Uhrmacher zeichnet. Schlechte Augen, zappelige Hände, schwerflüssiges Vorstellungsvermögen verbieten sich von selbst. Allenfalls darf eine gewisse Kurzsichtigkeit da sein; Weitsichtigkeit und Schwachsichtigkeit schließen auch den Fleißigsten aus. Welche Anforderungen an Augenkraft und Handgeschick hier gestellt werden, wird jedem bewußt, der sich überlegt, *wie* klein die einzelnen Teilchen einer modernen Uhr, z. B. einer Armbanduhr, sind. 1/10 Millimeter ist im Uhrmacherhandwerk schon ein Zimmermannsmaß, oft geht es um Unterschiede von 1/100 Millimeter, und bis auf 1/1000 Millimeter kann man heute — mit feinsten Apparaten — genau messen. Völlig unbrauchbar bei so subtiler Arbeit wären auch feuchte Hände, an denen manche Menschen leiden: der abgesonderte Schweiß würde die feinen Stahlteilchen einer Uhr sofort angreifen und Rost erzeugen. Muskeln fordert die Arbeit des Uhrmachers freilich nicht; aber schwächliche, etwa gar brustkranke Menschen halten diesen Beruf doch nicht aus. Das stundenlange gebückte Sitzen bedarf als Ausgleich kräftiger sportlicher Bewegung in frischer Luft; wer sich diese Erholung nicht leisten kann, wird vielleicht frühzeitig verbraucht sein.

Uhren werden heute ausschließlich in Fabriken hergestellt; alle Bestandteile werden industriell erzeugt, die billigsten Uhren (z. B. die Wecker für ein paar Mark) werden sogar mit Maschinen zusammengesetzt. Handwerkliche, d. h. selbständige Uhr-*Macher* gibt es also streng genommen überhaupt nicht mehr. Der moderne Uhrmacher arbeitet entweder in einer Uhrenfabrik, wo er bestimmte Teilaufgaben zu lösen hat, oder er arbeitet selbständig als Uhrenverkäufer und als Reparateur. Die berühmte deutsche Uhrenindustrie stellt im südöstlichen Schwarzwald und in Freiburg (Schlesien) „Großuhren", d. h. Wand- und Standuhren, auch Wecker her, in Glashütte (Sachsen), Pforzheim (Baden) und Ruhla (Thüringen) Taschenuhren und Armbanduhren. In Großuhren ist Deutschland noch heute führend auf dem Weltmarkt; die besten Glashütter Taschen-Uhren sind den führenden Schweizer-Marken mit ihren Spitzenerzeugnissen aber gleichwertig. Selbstverständlich sind nicht alle Arbeiter der Uhrenindustrie handwerksmäßig gelernte Uhrmacher; für viele Handgriffe an den Maschinen genügt eine mehr oder minder lange Anlernzeit. *Handwerkliche* Uhrmacherarbeit ist also nur in den Fertigmachereien zu leisten. — Der selbständige Uhrmacher ist vielseitiger: sachverständiger Berater seiner Kunden beim Ankauf neuer Uhren und Helfer in allen Nöten, wenn die übel behandelte oder auch die sorgsam gepflegte, aber vom Tagesstaub ermüdete Uhr den Dienst verweigert. In der Uhrmacherei ist der tüchtige Reparateur der feinste Meister seines Fachs — neben den wenigen, die etwa neue Uhrsysteme für eine Firma der Uhrenindustrie konstruieren. Der erfahrene Reparateur muß wie ein Arzt an geringen äußeren Merkmalen den Fehler finden, der den Gang einer Uhr behindert oder überhaupt unmöglich macht. Tagelang geduldige Beobachtung ist nötig, das wieder zusammengesetzte Präzisionsinstrument auf die erreichbare Genauigkeit einzustellen. Und wenn auch die einzelnen Bestandteile einer Uhr heute insgesamt fabrikmäßig hergestellt werden: es gehört noch viel feine Arbeit mit Bohrern, Fräsern, Feilen und Polierscheiben dazu, einen neuen Ersatzteil in ein Werk einzupassen und das Ganze wieder tadellos gangfähig zu machen. Und wenn er den Ersatzteil zufällig nicht auf Lager hat, muß ihn ein guter Uhrmacher natürlich selbst herstellen. Unter den Feinmechanikern (die Uhrmacherei hat sich ja im Laufe der Jahrhunderte aus dem Schlosserhandwerk heraus entwickelt) ist er sicherlich der „feinste". So stehen dem Geschickten in diesem Handwerk auch andere, neuere Spezialberufe offen: in der Fabrikation von wissenschaftlichen und technischen Präzisionsinstrumenten, in der Elektroindustrie sind Uhrmacher nach kurzer Einschulung willkommen. Die hohe Wertschätzung, die der deutsche Uhrmacher in der Welt hat,

(noch heut sind in der Schweiz, in Amerika, in Japan und anderswo deutsche Fachkräfte in guten Stellen tätig) ist nicht zuletzt ein Verdienst unserer ausgezeichneten Fachschulen. Die Deutsche Uhrmacherschule in Glashütte, die Uhrmacher-Fachschulen in Furtwangen (Baden), Schwenningen am Neckar und in Altona a. d. Elbe vermitteln dem Schüler alles theoretische und praktische Fachwissen, geben ihm auch Gelegenheit zur Fortbildung, zur Ausbildung in den nachbarlichen Fachgebieten (Feinmechanik, Elektromechanik und Werkzeugbau) und ziehen so einen Nachwuchs groß, der allen Anforderungen der Zukunft entspricht. Man kann die Lehre bis zur Gesellen- und zur Meisterprüfung auch an diesen Schulen durchlaufen. Wer seine Lehrjahre in einem handwerklichen Betrieb verbracht hat, dem ist der Besuch eines Kurses an einer dieser Lehranstalten nicht minder dringend anzuraten; der Weg zu gehobenen Stellen, der Erfolg selbständiger Arbeit in einer größeren Stadt ist anders kaum zu denken. Die Uhr als Instrument hat durch ihren feinmechanischen Bau und die Empfindlichkeit ihrer wichtigsten Teile gegen äußere Einflüsse von ihrem handwerklichen Betreuer, dem Uhrmacher, immer ein gut Teil mathematischer und physikalischer Kenntnisse verlangt, ohne die auch die geschickteste Hand nichts Rechtes vollbringen kann. Das Zeitalter der elektrischen Uhren, der Zeitmesser zu technischen und sportlichen Zwecken erhöht diese Ansprüche noch sehr. Wer sich also nicht damit begnügen will, in einem kleinen Laden billige Uhren schlecht und recht und für billiges Geld zu reparieren (auch das ist freilich nötig und aller Ehren wert), der wird sich gründlich prüfen lassen müssen auf seine Tauglichkeit und wird dann viel, sehr viel zu lernen haben.

Zum Schluß noch ein Wort über den Uhrmacher in seinem Verhältnis zur Kundschaft und über die charakterlichen Forderungen, die dieses Verhältnis an den Fachmann stellt. Zwar versteht sich die Ehrlichkeit bei jedem Berufe, und besonders bei dem eines Handwerkers und Kaufmanns, von selbst; aber die Arbeit des Uhrmachers ist, vom Kunden her gesehen, doch noch in einem besonderen Sinne Vertrauenssache. Eine Uhr ist immer ein wertvolles Stück für den, der sie braucht und benützt. Ob billig oder teuer, man muß sich auf eine Uhr *verlassen* können, sonst tut eine Zwiebel dieselben Dienste. Wer also seine Uhr einem Uhrmacher gibt, um sie nachsehen oder gründlich reparieren zu lassen, der kommt vertrauensvoll oder möchte wenigstens vertrauensvoll fortgehn. Der Vergleich mit dem Arzt ist auch hier nicht abwegig. Und fast ebenso wie dem Arzt gegenüber hat der Kunde auch dem Uhrmacher gegenüber nur die *eine* Rechtfertigung seines Vertrauens: daß das Werk nach der fachmännischen Behandlung wieder richtig geht. Die geleistete Arbeit, deren Güte und Gewissenhaftigkeit, vermag der Uhrenbesitzer nicht zu beurteilen. Also beurteilt er den Uhrmacher. Und niemand sollte diesen schönen Beruf ergreifen, der solcher Beurteilung nicht standzuhalten, der kein ruhiges Vertrauen einzuflößen vermag!

Hans *Hajek.*

Wie wird man Uhrmacher?

Eine gute Schulbildung ist Vorbedingung, höhere Schulbildung ist von Nutzen wegen der besseren mathematischen und physikalischen Grundlagen. Die handwerksmäßige Lehrzeit dauert vier Jahre und wird durch die Berufsschule ergänzt; eine längere Probezeit vor Abschluß des Lehrvertrags und wiederholte Zwischenprüfungen vor der Innung kontrollieren die wirkliche Befähigung und die gemachten Fortschritte. Wer seine ganze Lehrzeit auf der Deutschen Uhrmacherschule in Glashütte verbringt, darf sich schon nach drei Jahren zur Gehilfenprüfung melden. Nach dreijähriger Gehilfenzeit ist die Meldung zur Meisterprüfung erlaubt. Es ist aber ziemlich viel Kapital nötig, um sich mit einem ansehnlicheren Geschäft selbständig zu machen. Für den Kundenverkehr und für etwaige Arbeit im Ausland sind Sprachkenntnisse, gute Umgangsformen und eine nicht zu geringe allgemeine Bildung dem jungen Gesellen und Meister sehr dienlich.

Frauen in der Lederwarenindustrie

Gibt es Menschen, die sich nichts aus Leder machen? Jede Frau freut sich an einer schönen Ledertasche, besitzt gerne einen Ledergürtel und am liebsten auch noch Lederhandschuhe. Und heute ist der lederne Schmuck am Kleid, als Kragen, als Knöpfe oder Riemen zur Verschnürung sehr beliebt. Man kann sich diese Dinge sogar leicht selber machen und kommt dabei am Ende auf die Idee, Lederarbeit sei nicht schwer, ein besonderes berufliches Können sei dazu doch wohl garnicht nötig. Gewiß ist das Leder ein Werkstoff, der sich im Vergleich mit Holz und Metall leicht verarbeiten läßt, aber wenn es gilt, kompliziertere Dinge und solche, die im Gebrauch auch allerlei aushalten können, aus Leder anzufertigen, dann gehört doch Können dazu und eine sichere Beherrschung der Verarbeitungstechnik.

Die allergrößte Bedeutung hat das Leder für die menschliche Fußbekleidung, und deshalb steht auch für die berufliche Betätigung die Schuhindustrie an erster Stelle. Das Schusterhandwerk war und ist eine männliche Angelegenheit, aber seit die Herstellung neuer Schuhe mehr und mehr von den Fabriken übernommen worden ist — heute wird fast nur noch das orthopädische Schuhwerk vom Handwerksmeister angefertigt — finden ebensoviel Frauen wie Männer dabei ihr Brot. Nach einer allerdings schon etwas älteren Zählung sind es vierundfünfzigtausend deutsche Frauen. Inzwischen sollen es eher mehr geworden sein, weil der modische Schuh, dessen Oberteil oft aus vielen Teilchen besteht und allerlei Verzierung aufweist, ein Mehr an Frauenarbeit erfordert. Denn natürlich ist in der Fabrik die Anfertigung eines Schuhes in viele verschiedene Arbeitsgänge zerlegt, die von lauter Spezialarbeitern ausgeführt werden. In manchen Fabriken durchläuft ein Schuh zweihundert verschiedene Hände, wandert womöglich auf dem laufenden Band von einem zum andern, bis er endlich fertig dasteht. Die wichtigste Aufgabe, die den Frauen dabei zufällt, ist das Steppen; aber auch das Zuschneiden mit der Maschine wird von ihnen ausgeführt, und dann viele kleinere Nebenarbeiten, zuletzt natürlich das Herrichten und Verpacken für den Verkauf. In der Hausschuhindustrie, die wieder ein Zweig ganz für sich ist, spielt die Frauenarbeit eine noch größere Rolle. Das kommt — wie ein Fabrikant erklärte — von den Phantasieartikeln. Die Frauen sind erfinderischer und geschickter, wenn es gilt, immer wieder etwas andere Formen und Verzierungen zu finden und dem Schuh ein immer neues, gefälliges Ansehen zu geben. Hier arbeitet die Frau ja auch in erster Linie für die Frau. Eine besonders kniffelige Arbeit ist das Steppen von Lederhandschuhen, das ausschließlich von Frauen gemacht wird.

All diese Lederverarbeitung in der Industrie als Zurichterin, Schärferin, Lascherin, Stepperin, Röderin und wie sie sonst noch alle heißen, ist keine gelernte, sondern nur angelernte Arbeit. Sie stellt weder körperlich noch geistig besondere Anforderungen. Wo nicht durch die sogenannte Fließarbeit der Arbeitsrhythmus vorgeschrieben ist, kann aber die geschickte Arbeiterin einen

höheren Lohn erzielen; sie kann auch von einfachen Hilfsarbeiten zu verantwortungsvollerer Arbeit aufrücken. Im Betrieb erhält sie natürlich nur eine rein praktische Anleitung, aber die Berufsschule gibt ihr eine theoretische Ergänzung.

Neben der industriellen spielt die handwerksmäßige Lederverarbeitung zwar zahlenmäßig nur eine geringe Rolle, aber diejenigen, die als Handwerkerinnen oder Kunsthandwerkerinnen Lederartikel herstellen, sind von ihrem Beruf sehr angetan. „Leder ist ein herrliches Material, lebt und man kann immer wieder etwas Neues damit anfangen", sagte eine Werkstattleiterin zu mir. Sie ist schon seit vielen Jahren selbständig, arbeitet für große Fachgeschäfte der Damenbekleidung und stellt jedes Frühjahr und jeden Herbst auf der Leipziger Messe aus. Die handwerkliche Lederarbeit ist ziemlich deutlich geschieden in die sogenannten Kartonagearbeiten und in die Herstellung modischer Gegenstände für die Bekleidung. Zu den Kartonage-Arbeiten gehört die Herstellung von Ledermappen, Lederkästen und ähnlichen ledernen Gebrauchs- und Geschenkartikeln. Diese ganzen Arbeiten lernt man in der Buchbinderlehre. Bei einem Buchbindermeister oder in besonderen Lehrwerkstätten wird die ordnungsmäßige dreijährige Lehrzeit zurückgelegt, daran schließen sich mindestens drei Jahre als Gehilfin, ohne die man nicht zur Meisterprüfung zugelassen wird. Wer sich in Zukunft selbständig machen, womöglich wieder Lehrlinge anleiten möchte, der kann um die Meisterprüfung nicht herumkommen, auch wenn *er* — in diesem Falle *sie* — sich später nur auf die Kartonagenarbeiten spezialisieren will. Nicht jede hat den Ehrgeiz und den Geldbeutel, sich selbständig zu machen. Auch als Gehilfin in der Werkstatt eines andern findet sich eine dauernd befriedigende Tätigkeit. „Meine Gehilfinnen machen in der Regel die Einzelstücke, dazu gehört neben einer geschickten Hand auch Fantasie und geschmackliches Urteil, Serienarbeiten liegen ihnen nicht so wie den männlichen Kollegen", sagte mir der Meister einer Werkstatt, in der neben schönen Bucheinbänden vielerlei Mappen und Kästen gearbeitet wurden.

Die Herstellung von Ledergürteln, -kragen und anderen Verzierungen, auch von Handtaschen, die womöglich zu einem Anzug passend gearbeitet werden, gehört heute allgemein zum Bekleidungsgewerbe, die Ausbildung erfolgt deshalb in der Regel auch als Ergänzung zur Schneiderei oder zur Putzmacherei. Soviel ich weiß, sind die Lederwerkstätten der Lohelandschule die einzigen, die eine planmäßige zweijährige Lehrzeit auch für diese Art Lederarbeiten durchgeführt haben. Allerdings handelt es sich hier nicht nur um eine handwerksmäßige, sondern zugleich auch um eine künstlerische Ausbildung.

Wenn schon im handwerksmäßigen Betrieb die Stärke der Frau in ihrem ausgeprägteren Sinn für Form und Farbe liegt, so gilt das für die kunstgewerbliche oder — wie man heute lieber sagt — kunsthandwerkliche Arbeit erst recht. Das Leder ist ein Material, das durch die vielen verschiedenen Sorten, die Art seiner Beschaffenheit und die mannigfache Verwendbarkeit als Schmuck- und Gebrauchsgut der künstlerischen Gestaltung viele Möglichkeiten bietet, und so behauptet es seinen Platz im Kunsthandwerk neben Holz und Metall. Es ist das Material, das seinem Wesen und seiner Verarbeitungstechnik nach der Frau am meisten liegt. Unbestritten gelten die Lederarbeiten, die aus den Frauenwerkstätten der Lohelandsiedlung in der Rhön kommen, heute als die besten, die es gibt. Neben der handwerklichen Materialbeherrschung spielt in der beruflichen Schulung die künstlerische Ausbildung, das Entwerfen von Modellen eine entscheidende Rolle. Dazu bietet sich besondere Gelegenheit auf kunstgewerblichen Schulen und Akademien. Von solcher künstlerisch betonten Ausbildung führen zwei Wege in die praktische Berufsarbeit: Wer nach eigenen künstlerischen Entwürfen die Arbeiten selbst ausführt, wird *Kunsthandwerker*, wer aber als Modellschöpfer in einem industriellen Betrieb Anstellung findet, gehört innerhalb der Kammer der bildenden Künste zur Gruppe der *Entwerfer*. Die Leiterin der Lederklasse an einer Kunstgewerbeschule erzählte mir von einer Schülerin, die sich von Anfang an auf das Entwerfen von Damenschuhen verlegt habe, und die heute in einer großen Schuhfabrik als Modellgestalterin tätig sei.

Berufe, die es gar nicht gibt

Wenn sich jemand auf seiner Visitenkarte oder auf dem polizeilichen Anmeldeschein als „Dichter", als „Künstler" oder vielleicht als „Philosoph" benännte, dann vermöchte er dem Lächeln derer, die es lesen, kaum zu entgehen. Trauen wir jenem unbekannten Jemand nicht zu, ein Dichter, ein Künstler, ein philosophischer Denker zu sein? Oder mißachten wir etwa die Arbeit des Dichters, die Wirksamkeit des Künstlers, die Gedankenmühen des Philosophen als eine lächerliche und

Der Dichter Friedrich Griese

überflüssige Zeitverschwendung? Weder das eine noch das andere, aber wir lehnen es gefühlsmäßig ab, die Dichtung, die Kunst, die Philosophie als „bürgerliche Berufe" anzuschauen. Und dieses Gefühl hat recht. Unsere Sprache, wie wir sie nun einmal heute gebrauchen, versteht nämlich unter dem Worte „Beruf" schon lange nicht mehr ein Tun, zu dem eine höhere Weisheit und Vorsehung einen Menschen beruft und auserwählt, sondern wir meinen damit eine regelmäßige Tätigkeit, die mit mehr oder weniger freiem Willen von jedem einzelnen Volksgenossen erwählt und mit mehr oder weniger Fleiß und Geschick von ihm betrieben wird, um sich und den Seinen damit den Lebensunterhalt zu verdienen. Den Beruf des Dichters kann aber niemand „ergreifen", er *wird* vielmehr davon ergriffen, er wird dazu „berufen" noch ganz im alten schöneren Sinne des Wortes: vom Drängen seines Herzens, von der Musik der Muttersprache, die in dem Berufenen widertönt, von den großen Gedanken, Nöten und Sehnsüchten seiner Gegenwart, die sich in ihm, dem neuen Dichter, zu Worte melden. Zugegeben, daß einzelne Dichter vom geldlichen Ertrage ihrer dichterischen Arbeit ein auskömmliches Leben führen können. Aber selbst wenn es nicht nur Ausnahmen wären, so ergäbe sich doch bei genauerem Zuschauen, daß auch jene sehr erfolgreichen Dichter, Komponisten, Maler und Bildhauer in Wirklichkeit aus ihrem *Erfolge*, nicht aus ihrer

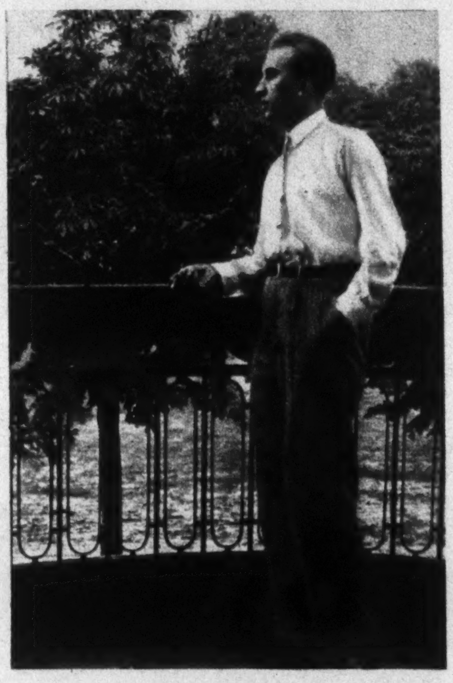
künstlerischen *Arbeit* Geld verdienen. Und das ist ein Unterschied. Wer den Erfolg noch nicht hat, und das ist jeder, auch der Berufenste, wenn er seine Sendung beginnt, für den ist die freie Kunst kein Beruf und soll es gar nicht sein. Der mitleidlose, aber treffsichere Volkswitz spottet über den armen Dichter in der Dachkammer, der von Phantasien, Wünschen und ... Wunschträumen lebt, statt „etwas Vernünftiges" zu tun.

Das mag ganz schrecklich spießerhaft und banausisch klingen. Aber der romantische Glorienschein um das stille Heldentum des verkannten Genies in der Dachkammer ist es schon lange wert, als Kitsch und bengalische Beleuchtung schlechter Komödianten entzaubert zu werden. Alle, die aus einer liebenswürdigen künstlerischen Be-

Der Dichter Erich Edwin Dwinger

gabung eine Kunst, aus ein bißchen gutem Geschmack ein Kunstgewerbe, aus einem gescheiten Gedanken eine Philosophie gemacht haben und ihre brotlosen Bemühungen zum daseinsfüllenden Beruf strecken, gehören hierher: die unentdeckten Filmstars und vergeblichen Drehbuchverfasser, die Schöpfer von „Volkskunst" ohne handwerkliches Können, die unentwegten Erfinder ohne technische Kenntnisse, die gedankenlosen Erzeuger und Erzeugerinnen kunstgewerblicher Nippsachen, noch ganz zu schweigen von den „reinen" Künstlern, die sich zur Gebrauchskunst, will sagen zu einer nützlichen Arbeit, schon aus Grundsätzen nicht herablassen. Sie alle spielen ihre traurige Heldenrolle vor dem Spiegel ihrer eigenen Eitelkeit und Mutlosigkeit — denn jeder von ihnen ist ja auch gleichzeitig sein eigener und einziger Zuschauer. — Die nationalsozialistische Kultur- und Schulpolitik hat durch ihre strenge Forderung der Leistung, durch ihre Betonung der Bodenständigkeit und des handwerklichen Könnens, durch Eignungs- und Fortschrittsprüfungen für den Nachwuchs schon sehr viel getan, künftige Berufswahl in gesunde, nüchterne Bahnen zu lenken. Der harte Geist der Zeit, den freien Künsten „um ihrer selbst willen" nicht gerade günstig und freundlich, wird die selbstherrlichen Träumer aus dem Himmel ihrer Phantasien vollends auf die Erde und zur Einordnung in die Gemeinschaft zurückzwingen. Berufe, die keine sind, mutwillig ergreifen zu wollen, wird immer schwerer und immer ... lächerlicher werden.

Von einem Berufe verlangen wir nämlich nicht nur, daß er dem Berufsausübenden und seiner Familie Nahrung, Kleidung, Wohnung und einen Anteil an den Kulturgütern gewährt. Wir wollen heute erst recht, daß der Beruf zur Ganzheit des nationalen Lebens, zum Leben des Volks, in einer lebendigen Verbindung stehe, daß er eingeordnet sei dem gemeinschaftlichen Ziel und Weg, statt den Menschen „frei", d. h. einsam und beziehungslos hin und her irrlichtelieren zu lassen. Wir bewundern die großen Baumeister und Steinmetze, die Maler und Holzschnitzer des Mittelalters ob ihrer bis in die letzte Einheit durchgefühlten und durchgearbeiteten Meisterwerke; sie verdienen dieses Lob, weil sie *zunächst Handwerker* und *dann erst Künstler* waren, weil sie als Mitarbeiter ihrer Werkstatt, als Gesellen oder Meister ihrer Zunft, als Bürger ihrer Stadt und Landschaft, als Christen der Christenheit eingefügt waren. — Der große Shakespeare war gleich seinen Jahrhunderte späteren österreichischen Nachfolgern Raimund und Nestroy nicht in erster Linie Dichter, sondern Schauspieler und, was noch mehr sagen will, Mitglied einer Theatertruppe, die für ein ganz bestimmtes Publikum spielte, weil sie selbst ein Organ dieses Publikums war. — Unsere großen deutschen Dichter der Vergangenheit waren Ritter, d. h. Offiziere. Geistliche, Lehrer und Erzieher, Handwerker, Aerzte, Beamte und haben diese irdischen Berufe manchmal selbst dann nicht aufgegeben, wenn sie sie eigentlich schon längst nicht mehr „nötig" hatten. Eben weil ihnen diese Berufe den Zusammenhang mit der Gemeinschaft vermittelten. Auch Goethe, den man sich gerne als „reinen" Dichter, wohlhabenden Rentier und herzoglichen Günstling vorstellt, hat als Minister und Theaterleiter, als sachverständiger Betreuer der Landesuniversität Jena viel Arbeit geleistet, deren Bedeutung erst heute wieder richtig eingeschätzt wird. Zugegeben, daß das „Amt", der bürgerliche Beruf, oft wie ein Alp auf den Dichtern und Denkern lag und daß viele glücklich waren, wenn sie die Bürde endlich los wurden; wir Außenstehenden wissen aber meist besser, was gerade der tägliche Kampf für die geistige, künstlerische Leistung bedeutete. Nur wenige sind an ihrem Beruf, an seinen Bindungen und Forderungen, wirklich gescheitert; viel mehr sind gerade an ihrer Einsamkeit und an ihrer Unverbundenheit innerlich und körperlich zugrunde gegangen. Wenn in unserer Zeit auch Arbeiter, Bauern, Ingenieure und Kaufleute zu höchsten geistigen und künstlerischen Leistungen gelangt sind, so geschah dies nicht *trotz* ihres schweren Berufes, sondern gerade *durch* ihn und

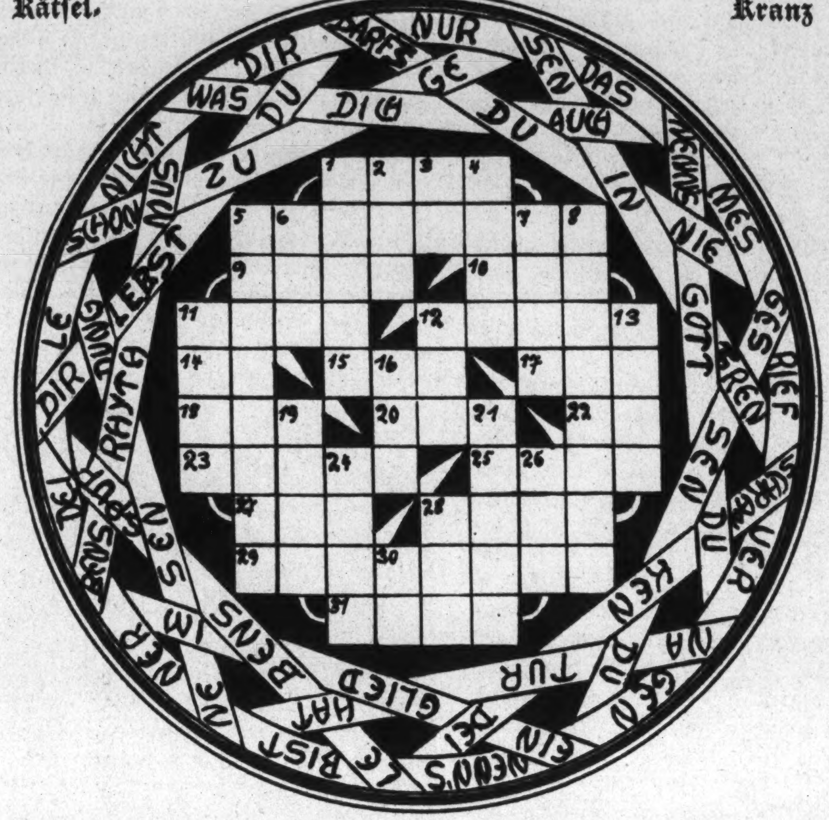


Der Dichter Herybert Menzel

wegen seiner Verknüpftheit mit dem Leben der Zeit, die nun mal eine harte, diesseitige und wenig träumerische Zeit ist. Kein Wunder daher, wenn nicht wenige wirklich „Berufene" des Geistes heute aus freiem Willen zur Gebundenheit eines handgreiflichen Berufs sich hingewendet haben, also sozusagen „zurückgekehrt" sind, um als *Bauern und Siedler* dem heimatlichen Boden wieder nahe zu sein. Körperliche Arbeit, handfestes, nützliches und zweckhaftes Schaffen ist für den Schöpfer geistiger Werte mehr als ein gesundes Gegengewicht; er füllt so die naturgegebenen „schöpferischen Pausen" durch ein sinnvolles, befriedigendes Tun aus und behält seinen geistigen Werken gegenüber den rechten, vorurteilsfreien Maßstab. Und er behält, was das Wichtigste ist, gewachsenen Boden unter den Füßen. Hk.

Kurzweil am Feierabend

Rätsel-Kranz



Wird beim Umschlag jeweils eine der im äußeren Kreis befindlichen Silben eingeschoben, so ergibt sich ein Spruch.

Kreuzworträtsel:

Waagerecht: 1. lat.: also, 5. Japan. Kaiser, 9. europ. Inselbewohner (Mz.), 10. europ. Hauptstadt, 11. Vorzeichen, 12. Stadt in Schlesien, 14. franz. Artikel, 15. Exkönigin von Spanien, 17. Bekräftigung, 18. Fluß in Thüringen, 20. Nebenfluß der Donau, 22. Fürwort, 23. Arabischer Bewohner Spaniens, 25. Nebenfluß des Po, 27. Zufluß zum Balkasch-See, 28. Gesangsstück, 29. franz. Kolonie in Nordafrika, 31. arab. Reich.

Senkrecht: 1. Mädchenname, 2. Knetmasse, 3. franz. Ausruf, 4. Stern im Walfisch, 5. Hochgebirge i. Asien, 6. europ. Inselbewohner, 7. Deutsche Kolonie, 8. Kalifengeschlecht, 11. lat.: einst, 12. Nebenfluß der Weichsel, 13. japan. Regierungsbezirk, 16. bekräft. Verneinung, 19. Gewebe, 21. Inselgruppe der Marschall-Inseln, 24. Alpengipfel, 26. Geschlechtswort, 28. Papagei, 30. Fürwort.

Silbenrätsel

Aus den Silben: al — an — bu — dant — de — del — del der — der — dort — dy — e — en — fin — ig — in — in kel — kö — kun — la — lan — mar — mez — mit — mund — na — naz — ne — nen — nie — nig — nik — nis — o — on — pe — pe — phi — pi — ra — ris — se — sel — son — ster — ten — ter — ti — ti — wa — zi — zo sind 18 Wörter nachstehender Bedeutung zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ein Zitat von Novalis ergeben.

1. kanadischer Hirsch, 2. chirurgischer Eingriff, 3. Herrschertitel, 4. Oper von Strauß, 5. Metall, 6. deutsche Stadt, 7. Alpenpflanze, 8. Fruchtstand, 9. Naturerscheinung, 10. männlicher Personenname, 11. europäischer Staat, 12. altgriechische Tempelstadt, 13. Sprengstoff, 14. Paß in Graubünden, 15. geogr. Begriff, 16. Beistand im Duell, 17. Teil der Scheune, 18. kleines Raubtier.

Wenn Kinder schreiben . . .

Eine Vierzehnjährige schrieb einmal im Aufsatz: „Der Sonnenaufgang" folgendes: „Wenn ich mich des Morgens aus dem Bette erhebe, so hat man einen wunderschönen Anblick."

*

Ein kleines Kerlchen schrieb in einem Ferienbrief aus den bayerischen Alpen: „Im See spiegeln sich Berge und Bäume. Am Ufer melken Sennerinnen die Kühe. Im Wasser ist alles umgekehrt."

*

Fritz schrieb in einem Aufsatz über Schillers „Lied von der Glocke": „Wenn man eine Glockengießerei betritt, so fällt einem zunächst der große Ofen ins Gesicht."

*

Das Raubtier

Günther schwärmt immer noch von seinen Sommerferien.

„Und dann . . . weißt du noch, Mutti . . . wie ich auf der Wiese das Raubtier fing?"

„Was für ein Raubtier denn?" fragte die Mutter erstaunt.

„Nun, du weißt doch, den Schmetterling!"

„Aber, Günther, nun höre mal, ein Schmetterling ist doch kein Raubtier!"

Darauf Günther ganz empört: „Aber du hast mir doch selbst gesagt, daß Schmetterlinge aus Raupen gemacht werden."

*

Klein-Wolfgang soll ab Ostern die Schule besuchen. Da hört er nun kürzlich bei einer befreundeten Familie, daß deren Sohn auf Grund der Herbstzeugnisse wahrscheinlich sitzen bleiben wird, und sagt nun zu seiner Mutti: „Wenn ich aber erst zur Schule gehe, dann werde ich nicht sitzen bleiben, dann stehe ich immer auf."

*

Wer hat geschrieen?

In der Klasse wird die Konjugation durchgenommen und als Beispiel kommt auch an die Reihe: „Ich habe nicht geschrieen, du hast nicht geschrieen, er hat nicht geschrieen usw." Dem Lehrer scheint es so, als sei der Hans nicht recht bei der Sache, er fordert ihn darum auf, das soeben von den andern Schülern Gesagte zu wiederholen. Hans war wirklich nicht bei der Sache gewesen, denn er fährt aus tiefen Gedanken auf und erwidert prompt: „Keiner hat geschrieen, Herr Lehrer!"

*

Rücksichtsvoll!

Der Vater sitzt nach getaner Tagesarbeit im Sessel und liest die Zeitung. Kommt Werner in das Zimmer: „Papa, würdest du bitte jetzt hinausgehen, ich will nämlich auf meiner neuen Trommel üben und möchte dich nicht gern stören!"

Das Strafporto

Auf einer Italienreise bekam Victor von Scheffel eines Tages von einem Freunde einen Brief des Inhaltes: „Mir geht es gut, hoffentlich Dir auch. Dein Z."

Der Brief war unfrankiert; das Strafporto mußte Scheffel bezahlen.

Darum antwortete Scheffel bereits am nächsten Tage auf die gleiche Art, nur noch herzlicher. Er verpackte nämlich einen mehrpfündigen Feldstein sorgfältig und schickte ihn unfrankiert an den Freund in Deutschland. Obenauf lag im Paket ein Zettel mit folgendem Inhalt: „Lieber Freund! Bei der Nachricht von Deinem Wohlbefinden fiel mir beigelegter Stein vom Herzen. Dein Scheffel."

*

Was so passiert . . .

In Melbourne (Australien) hat ein Arzt eine einzig dastehende Operation ausgeführt. Er hat aus dem Herzen eines zweijährigen Jungen eine Nadel entfernt, die das Herz durchdrungen hatte und sich mit jedem Schlag bewegte. Als die Mutter den Jungen aufnahm, um ihn zu liebkosen, trat eine Nadel, die sie an ihrer Schürze befestigt hatte, in sein Herz. Sie glaubte zuerst, daß sie dem Kinde eine Rippe gebrochen hatte und brachte es sofort ins Hospital, wo eine Röntgen-Aufnahme die Nadel deutlich zeigte. Die Operation wurde sofort vorgenommen und ist erfolgreich verlaufen.

*

Umgekehrt

Im Londoner Zoo ereignete sich dieser Tage ein tragikomischer Zwischenfall. Ein Insasse dieses Tiergartens wurde von seinem eigenen Frühstück aufgezehrt, und das ging so vor sich: Eine Tarantel, eine seltene Art, war frisch aus den Tropen eingetroffen. Sie wurde mit Aufmerksamkeit betreut und man setzte ihr eine besonders knusprige und ausgewachsene Küchenschabe als Frühstück vor. Die Tarantel jedoch saß teilnahmslos in ihrer Ecke, ohne sich um ihren Braten besonders zu kümmern. Drei Tage lebten die beiden Tiere in vollkommener Harmonie nebeneinander. Am dritten Tage warf die Tarantel ihre Haut ab. Warm, weich und fleischig kroch eine neue Spinne aus der alten Haut hervor. Das war zuviel für die Küchenschabe, die als Frühstück dienen sollte. Sie leckte sich die Lippen, stürzte sich auf die Tarantel, die den Weg gehen mußte, den die Küchenschabe eigentlich gehen sollte.

*

Der Schlaftag

Ein Pariser Arzt empfiehlt jedem Gesunden und Kranken, wöchentlich einen „Schlaftag" durchzuführen. Der Arzt behauptet, daß man sich während des ersten Schlaftages nicht wohl fühlt, aber schon vom zweiten an merkt, wie man sich erholt und die Nerven sich beruhigen. Von einem überraschend günstigen Einfluß soll dieser Tag auch auf chronische Magen- und Darmkrankheiten und Herzleiden sein. — Wir empfehlen, für den Schlaftag den Montag vorzusehen.

Rätsel-Steinchen

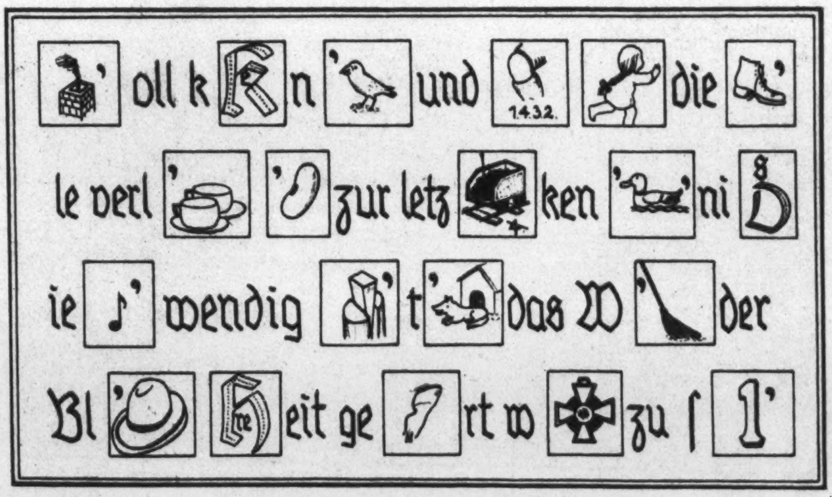
	ngist	assch	roble	
ewasd	dieer	emmen	kanna	ößtep
ebenw	schen	dasgr	erden	mundd
	ziehu	ufgeg	werst	

Werden die Rätsel-Steinchen richtig geordnet und die Buchstabengruppen nacheinander gelesen, so ergibt sich ein Wort Kants über Erziehung.

Silbenrätsel

Aus den Silben: an — band — be — bü — char — de — den — der — det — do — dorf — du — e — e — ein — en — er — fe — fel — fin — gie — hon — kar — lan — lei — ler — li — lot — lus — mak — mit — mu — na — nan — ne — nen — ner — nie — nien — nis — nis — o — or — re — ro — ron — si — son — staf — ster — te — ten — ten — tof — tri — u — u — win — sind 21 Worte zu bilden, deren Anfangsbuchstaben und dritte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein beachtenswertes Wort ergeben. (ch = 1 Buchstabe.)

Bedeutung der Wörter: 1. Mädchenname, 2. Kunstflieger, 3. Naturerscheinung 4. Geschäftsvermittler, 5. Arbeitsgerätschaften, 6. Zuschauerraum, 7. Sportart, 8. Willensstärke, 9. Gründer Roms, 10. Malgerät, 11. Oper von Weber, 12. Teil des Buches, 13. japan. Hauptinsel, 14. Seebad in der Lübecker Bucht, 15. weibl. Vorname, 16. männl. Vorname, 17. europ. Staat, 18. Nahrungsmittel, 19. Ehrenzeichen, 20. Einsiedler, 21. Straußenart.



Auflösungen aus Heft 10

Silben-Bilder-Rätsel

Was in der Jugend du gelernt, wird dir im Alter gute Früchte tragen.

Geographisches Rätsel

Brandenburg, Osnabrück, Dresden, Halberstadt, Ludwigshafen, Jena, Oldenburg, Pirmasens, Kaiserslautern.

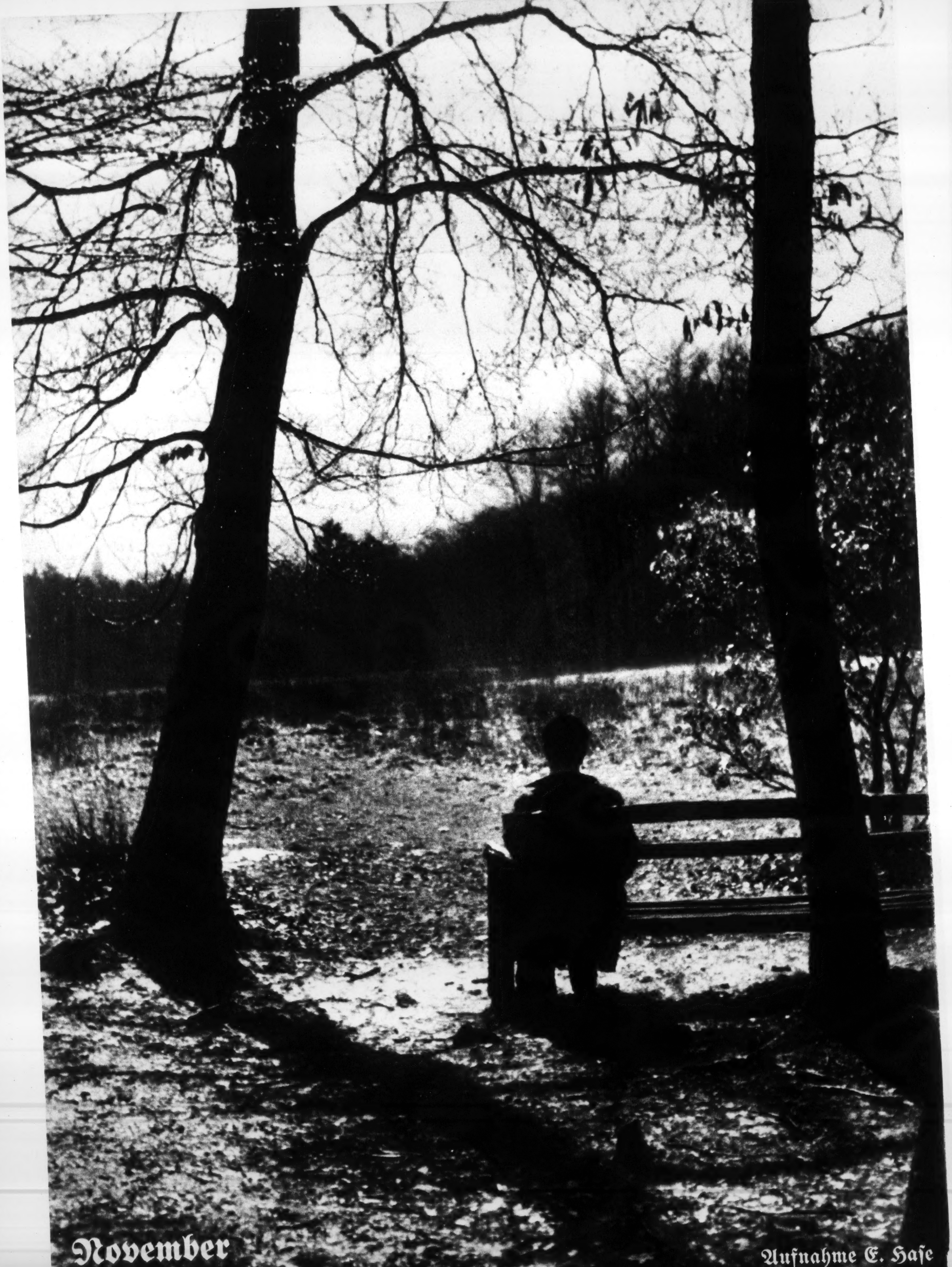
Und besonders bedarf die Jugend, daß man sie leite.

(J. W. von Goethe.)

Verlag der „Reichs-Elternwarte": Heinrich Beenken, Berlin SW 19, Wallstraße 17/18.
Für die Gesamt-Schriftleitung verantwortlich: Möller-Crivitz, Berlin-Pankow.

Unberechtigter Nachdruck verboten. Unverlangt eingesandte Beiträge werden nur zurückgesandt, wenn Rückporto beigefügt ist.

Druck der Buchdruckerei Gutenberg (Heinrich Beenken), Berlin SW 19, Wallstraße 17/18.



November

Aufnahme E. Hase